P.O.germ.
1106.s

P.O.germ.
1106 s

(Pustkuchen)

Maria

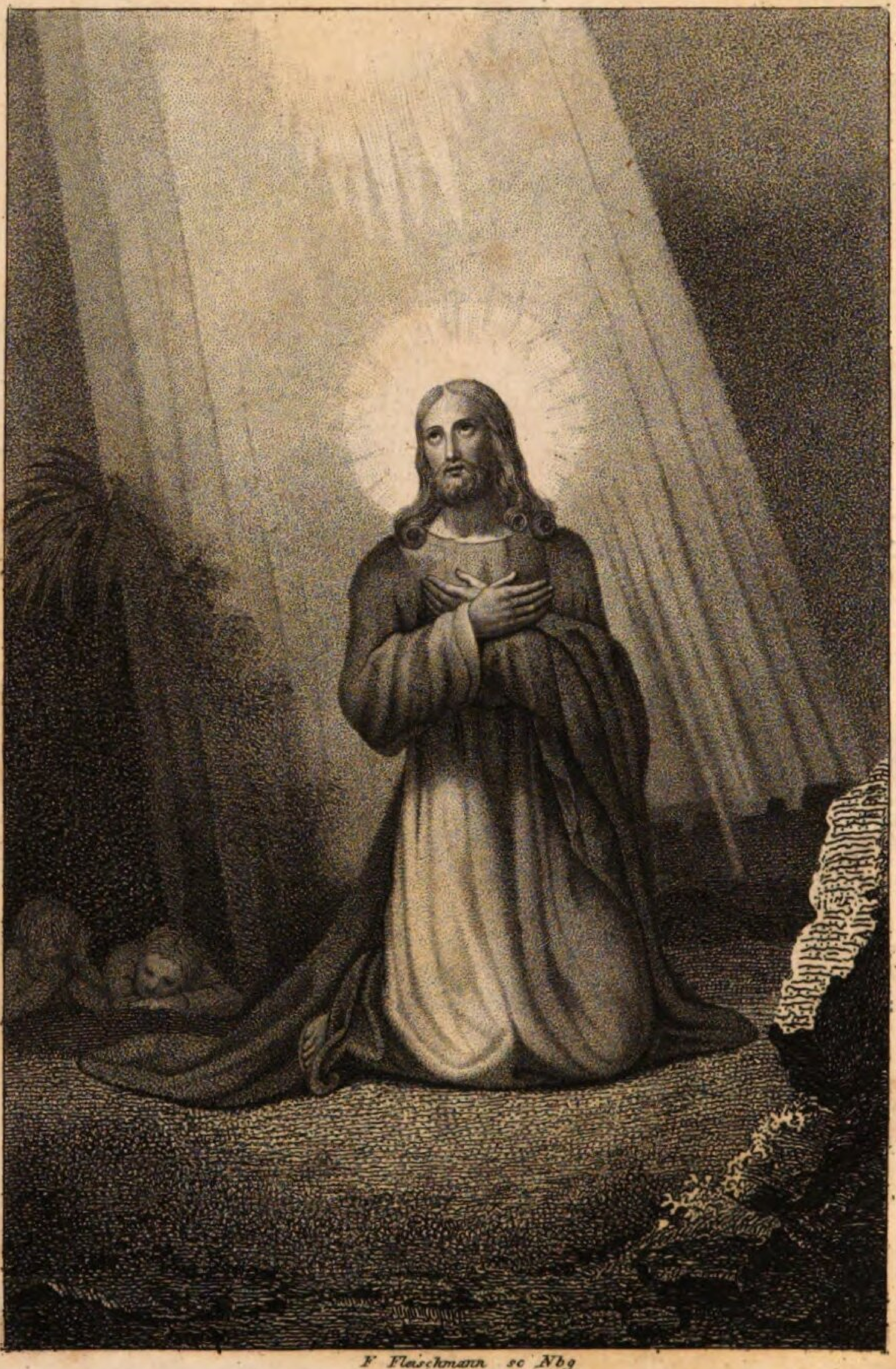
oder

die Frömmigkeit des Weibes.

Ein Charaktergemälde.

430 BR

Druck und Papier
von
Fr. Vieweg und Sohn,
in Braunschweig.



Ich heilige mich selbst für sie, auf das auch sie geheiliget seyn in der Wahrheit Joh: 17. v. 19.

Maria

oder

die Frömmigkeit des Weibes.

Ein Charaktergemälde

von

Dr. Fr. P. Glanzow,

Verfasser der Wanderjahre, der Kritik der Schulen u. s. w.

Zweite rechtmäßige Auflage.

Mit einem Kupfer.

Hamburg 1827,

bei Hoffmann und Campe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihrer

Königlichen Hoheit

der

Frau Elisabeth,

Kronprinzessin von Preußen,

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorbemerkungen für die Leser *).

Als der Verfasser im Jahre 1821 seine Wanderjahre Wilhelm Meisters schrieb, erschien es ihm im Blick auf die Literatur seines Volkes, als ob deren Zustand zu wenig frohen Aussichten in die Zukunft berechtige. Nicht daß er ein Absterben derselben befürchtete, wie Klopstock, Wieland, Herder, Richter und Göthe in den Tagen ihres eigenen Alterns. Davor bewahrte ihn außer seiner Jugend, auch eben die Täuschung dieser Männer, deren erster den Sonnenuntergang unserer Poesie bereits 1780 nahe glaubte, während ihn der zweite 1792 verkündigte, der dritte am Morgen des neuen Jahrhunderts, die beiden letztern aber in den jüngsten Jahren. Ein Volk kann und muß Zeiten haben, worin seine Dichtkunst weniger hervortritt, weil andere Gegenstände seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit stärker fodern. Uns Deutschen hatten die letzten Jahrzehende zu dringend an unsre politi-

*) Leserinnen können sie ohne Bedenken überschlagen.

schen und religiösen Bedürfnisse erinnert, als daß sich nicht die meisten Männer von Talent, oft im Mißverstehen ihrer selbst, auf die Beachtung derselben vorzugsweise hätten einlassen sollen. So lange die Freiheit den Künsten nicht genommen ist und über der Technik und Form das Leben der Idee nicht verkümmert, eben so lange ist das mindere Hervortreten dieses Lebens in technischen Erscheinungen noch kein Beweis seines Ersterbens. Griechenland hatte seine Tragiker mehrere hundert Jahre nach den Epikern und Lyrikern, und England, das man schon durch das Nützliche für das Schöne verdorben achtete, stellt in Byron und Scott zwei Dichter auf, die jeder frühern Zeit würdig sind. Nur mit ihrer Freiheit stirbt die Kunst; nur mit dem pedantischen Anthropomorphismus, der nicht die Idee, sondern Copien derselben von einzelnen Meistern als Muster vorhält, kann sich ihre Göttlichkeit nicht versöhnen. Die Schule entzieht ihrer Blüthe den Stab, bricht ihn über ihr, und verwendet die beiden Stücke, um ihre Zöglinge — zu schulen. Eine Kunstperiode, die sich abschließt ohne diese Unnatur, gleicht in ihrem Entweichen nur dem verschwindenden Frühlinge. Wir behalten die Hoffnung der Wiederkehr. Zwar geschieht und kommt nie dasselbige wieder unter der Sonne; will man aber mit dem Ähnlichen vorlieb nehmen, so verweigert es sich uns nie

und ist häufig noch schöner. Also nicht das beunruhigte den Verfasser, daß sein Volk, im Zwange des Bedürfnisses, sich gerade jetzt von der frühern Theilnahme an der Poesie zurückziehe; wohl aber die Bemerkung, daß es bei diesem Zurückziehen ein System von Irrthümern mitnehme und durch die Sprecher der Ästhetik sich aufreden lasse, welches jede Umkehr erschwerte. Seit länger als zwanzig Jahren war eine Schulansicht aufgekommen, die gleich in ihrem Ursprung von jeder wahren Idee nicht nur entblößt, sondern durch ihre subjektive Zügellosigkeit und objektive Knechtschaft eigentlich feindselig, ja unversöhnlich geschieden war, und, zwischen Halbwahrheiten und Anthropomorphismen des Göttlichen schwankend, die Dürftigkeit ihres Gehalts durch steigende Frechheit ihrer Behauptungen zu verstecken suchte. So lange die Gebrüder Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Brentano und ihre Genossen noch mit lauter, jugendlicher Hoffnung ein Besseres verhießen, so lange durfte man ihrer Jugend die Einseitigkeit nachsehen, welche die Volksstimme eben da verhöhnte, wo sie das ächte Volksthum in der Poesie wieder herzustellen unternahm. Da aber die Blüthen jener Jünglinge keinen als nur Blätter-Nachwuchs erlebten, da die talentvollsten mit dem halblauten oder stillen Eingeständniß ihrer Irrung verstummten, und Andere von weniger Geist ihre Ansichten, wie Rabulisten

einen ererbten Prozeß fortspannen, da verlor sich alles, was entschuldigen konnte, immer mehr. Jene Stifter der neueren ästhetischen Schule hatten Herder, Jacobi, Klopstock, Wieland, Schiller hart verkannt, Lessing, Winkelmann, Richter u. A. wenigstens durch den thätlichen Gegensatz verhöhnt, Göthe allein galt ihnen als Anthropomorphismus der deutschen Kunst. Sie jedoch meinten nur den Göthe, wie er sich bis zur Herausgabe der Lehrjahre ihnen dargestellt hatte, sie foderten ihn wiederholt zur Verständigung mit sich und ihnen auf, und wie er sich zu ganz unvorgesehenen Bestrebungen hinwandte, sagten sie sich offen und nachdrücklich von ihm, leider aber auch von der Kunst los, die sie mit ihm zu sehr identificirt hatten. Ihre geistlosen Nachfolger aber waren für dieses fabula docet blind; sie erbten von ihnen nur die Sünden. Ihnen war Göthe in allen Wendungen seines beweglichen Strebens recht: denn sie hatten ihm bei keiner etwas von Belang aufzuopfern. Eine Anerkennung der geschmähten Dichter blieb dagegen aus. War es schon den Gebrüdern Schlegel unmöglich, eine ächte, gediegene Ästhetik zu geben, welche die Verwirrung der Begriffe gelös't hätte, wie viel weniger vermochten es diese, denen kein Canon gegeben war, als der Inbegriff der götheschen Werke, der mit jedem Zuwachs ein andres Resultat gab!

Der jährlich abnehmende Antheil des Volkes an den Bestrebungen seiner Dichter fällt diesen Buddha-Priestern nur in so weit zur Last, als wahre Dichter selbst sich von ihnen mehr oder minder verleiten ließen. Wohl aber bleibt das ihre Schuld, daß dem Volke eine ganz falsche Vorstellung von der Poesie und eine ganz irrige Würdigung seiner Dichter von ihnen aufgeredet, und dadurch seine Entfremdung von beiden zugleich vergrößert, gerechtfertigt und bestärkt wurde. Niemand wird dieses bezweifeln, der es nachbedenkt, wie immer unbekannter Lessing, Wieland, Herder, Winkelmann dem Volke wurden, wie spärlich selbst die Verbreitung von Schiller's, Klopstock's, Richter's Werken blieb, wie selten und scheu eine Stimme für ihre Verdienste laut wurde. Damit war aber nicht allein diesen Einzelnen unrecht gethan. Man erschwerte die Zurückrufung ihres Geistes mit jedem Jahre mehr; man ging einer poetisch-ärmeren Zeit entgegen, ohne sich den Rückweg zum Lichte durch gerechte Anerkennung zu sichern. Denn wo irgend eine Idee aus dem offenbaren Volksleben zurücktritt, da ist es Pflicht und Beruf der Schule, sie bei sich aufzunehmen und unversehrt zu erhalten, bis die Zeit kommt, wo ein Ruf des Himmels sie in das freie Leben zurückruft und die Hand des Genies sie herausführt. Ist aber die Schule für sie ein Kloster der strengen Regel,

so wird sie nur bleich und kränklich daraus wiederkehren, wie die Alexandriner und in neuerer Zeit die Franzosen es warnend beweisen. Wird jene vollends ein Lazareth oder ein Irrenhaus, so gehört ein Geist dazu, wie ihn ganze Jahrhunderte nicht aufweisen, um sie vor dem Herausführen erst zu heilen.

Diese Betrachtungen bewogen den Verfasser, an den Umsturz jener geistlosen Schule zu denken und die zunehmende Angewöhnung an ihre Geltung zu brechen. Nicht gegen Göthe's, von ihm selbst anerkannte Verdienste, sondern gegen den Mißbrauch trat er auf, der Göthen als Anthropomorphism der Poesie betrachtet haben wollte. Dazu gehörte freilich, daß er den Abstand der götheschen Werke von den reinen Ideen und den Anfoderungen der wahren Kunst nachwies; aber er legte seine Ästhetik zugleich offen dar, und man hat dieser Würde und Consequenz wiederholt eingeräumt. Wie die Gerechtigkeit des Kritikers, der gegen eine Zeitansicht polemisirte, sich hier nur im Nehmen erweisen konnte, so erwies er sie gern und reichlich im Geben, indem er Lessing, Richter, Herder, Wieland, Klopstock, Jacobi, Schiller und andere, den verdienten Ruhm noch entbehrende Dichter der letzten Jahrzehende noch deutlich vorgelegten Entscheidungsgründen rechtfertigte und bekränzte.

Der Erfolg seines Unternehmens liegt vor. Trotz alles Widerstrebens einer Schule, die um ihre Existenz kämpfte, war er so entscheidend, daß er durch sich selbst zeugt. Zuerst waren es Schiller's Werke, die das Volk wieder aufnahm, und hier bedurfte es noch einiger Beihülfe, um das Unternehmen der neuen, für eine weitere Verbreitung berechneten Ausgabe in Gang zu bringen. Selbst die ersten deutschen Buchhändler waren im Irrthum und unterschieden nicht zwischen der lauten Schule und dem Volke. Aber die Schnelligkeit und der Umfang der Verbreitung enttäuschte sie. Beide waren so außerordentlich, daß die andern von ihr vertheidigten und neu empfohlenen Schriftsteller hastig genug, ohne alle Anregung, nachgeliefert wurden. Jetzt, nach kaum fünf Jahren, sind außer Schiller auch Klopstock, Wieland und bald auch Lessing, Herder, Richter ein Eigenthum des Volkes und mäßigen mit der Einwirkung ihres Geistes den Einfluß des kurz zuvor noch ganz despotischen Göthianismus in die rechten Schranken zurück. Ja die Sprecher der Schule selbst beginnen inne zu werden, daß ihr Thurmbau für immer gestört sei, und suchen sich umzustimmen. Ja die geistvolleren unter ihnen fangen wieder an, das Unendliche der wahren Poesie zu glauben und sie auf die reinen Ideen zu beziehen, wodurch sie sich mit der Religion und Phi-

losophie, wie mit dem Geist jeder Wissenschaft in lebenswarmen, freien Verkehr setzt.

Möge dann in den nächsten Jahrzehenden eine an hervortretenden poetischen Leistungen ärmere Zeit zu erwarten sein; auch die übrigen Volksinteressen fodern ihre Periode der lebhaften Betreibung, und hinterher darüber zu klagen, daß ein ganzes Vierteljahrhundert voll Irrthum so manches poetische Genie verkrüppelt hat, das bliebe nutzlos. Die alten Dichter werden nach und nach sterben, und indem so wenige sich gerüstet haben, frei von der verführenden Schulweisheit ihnen nachzueifern, so wird allerdings schon dadurch eine merkliche Leere entstehn. Aber wer fortan als Jüngling den Dichterberuf in sich vernimmt, der wird wieder frei sich entfalten unter dem Strale der ewigen Idee, nicht sich zuschneiden nach dem Leisten eines einzigen Menschen. Er wird diese Freiheit äußerlich geschont finden durch ein Volk, das alle seine großen Dichter zugleich ehrt. Und so ist die Gefahr eines Erstarrens in den Formen und in Vorurtheilen wenigstens für diesesmal entfernt, und indem wir den ganzen Schatz unsers endenden Kunst-Frühlings unverkümmert in Anspruch genommen, haben wir damit eben die schöne Hoffnung auf seine künftige Wiederkehr gerettet.

Es schien dem Verfasser nothwendig, diese allge-

meinen Geständnisse über seine Bestrebungen voraus=zuschicken, ehe er von seinen Zwecken bei der Abfassung des hier abermals erscheinenden Buches redete. Ohne jene zu geben, glaubte er auch diese weder gehö=rig klar machen, noch hinreichend rechtfertigen zu können.

Eine schon angedeutete Hauptursache, weshalb sich der Sinn für das dichterische Schaffen jetzt weniger regsam zeigt, als am Ende des vorigen Jahrhunderts, liegt unbezweifelt in dem verstärkten Sinn für das Religiöse. Dieses wechselnde Zurücktreten des einen geistigen Sinnes hinter den andern deutet indeß nicht auf eine Unvereinbarkeit beider, wie manche voraus=setzen. Auch das körperliche Auge sieht weniger scharf und gewandt, wenn eben das Ohr vorzüglich aufmerkt. Nur die Eingeschränktheit unsers Wesens nöthigt uns, im Geistigen wie im Sinnlichen, diese Veränderlichkeit ab. Je reiner sich ein Mensch, oder je freier sich ein Volk gebildet hat, um desto mehr wissen sie dem Wech=sel das Schroffe zu nehmen und das Ungleiche durch die verbindenden Nerven im Bewußtsein zusammen zu halten. Nur das Kind hört bei dem starken Schalle auf zu sehen und verliert sich ganz in das Hören; der besonnene Mann kennt bei dem stärksten Vortreten des einen Sinnes doch keine dadurch veran=laßte Lähmung des andern. Freilich aber müssen wir

gestehn, daß wir Deutschen darin fast noch den Kindern ähnlich sind, daß wir neue Interessen nur aufzunehmen wissen, indem wir die früheren aufgeben. Die Kunst, die Philosophie, die Religion und das bedingte Leben sind, bei aller Geschiedenheit, doch, wie die äußeren Sinne durch die Nerven, so durch einen innigen Zusammenhang der sie beherrschenden Ideen wesentlich verbunden. Nur dem, welcher diese Ideen verkennt, treten sie ganz fremd aus einander, und da sie keine Einheit für ihn haben, eine Doppelheit aber dem Menschen unmöglich ist, so bleibt ihm nur die ausschließende Wahl, und seine Selbstsucht übt hier mißbräuchliche Rechte. Die größesten Deutschen haben sich durch sorgfältige Verwahrung vor dieser Beschränktheit ihres Volkes, der Mutter seines Pedantismus und Scholastizismus, zu einer Universalität gebildet, welche die deutsche Ehre vor der Nachwelt rettet. Aber gerade der Gegensatz gegen die Masse war es, der sie hob; diese lebt noch immer nur in dem Sinne für Eines, strengt ihn so lange an, bis er ermüdet und, selbst zur Mitwirkung untauglich, erstarrt, häuft ihre ganze Lebenskraft dann eben so einseitig auf einen bisher vernachlässigten Andern und lohnt jenen Universal-Geistern nur dadurch, daß sie dieselben beharrlich verkennt.

Der Sinn für das Religiöse und für

die Bedürfnisse des bedingten bürgerlichen Lebens hatte sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weniger thätig gezeigt, als das Gleichgewicht mit den übrigen Interessen der Menschheit verlangte. Philosophie und Poesie dagegen fanden eine vorher unbillig verweigerte und deshalb jetzt mit unstatthaften Privilegien vergütete Anerkennung. Der Sinn für das absolut Wahre und das rein Schöne wurde so anhaltend geübt, und seine Anstrengung so gesteigert, daß auch ohne zwischenwirkende Weltereignisse eine Ermüdung nachfolgen mußte. Der Charakter, den die Forschung wie die Spiegelung des Lebens immer mehr annahm, deutete schon vor der Umwälzung der äußern Verhältnisse darauf hin; die Philosophen wie die Dichter wurden mitten in ihren Bemühungen, den Scharfsinn und die Phantasie der Vorgänger zu überbieten, von mystischen und politischen Intervallen überrascht. Aber die Katastrophe in dem Volksleben beschleunigte den Eintritt der Reaction, und ohne einen Übergang zu suchen, oder mit den Bestrebungen der frühern Zeit sich in ein bedachtes, heilsames Verhältniß zu setzen, wollte das deutsche Volk nun wie auf einmal überall nur das Eine, was Noth sei beachten. Dieser häufig genug wiederholte Ausdruck bezeichnet am genausten den eigentlichen Charakter der Bestrebungen der Gegenwart. Man hatte wirklich

die nächsten Bedürfnisse des Einzelnen wie der Gesammtheit lange Zeit zu wenig beachtet. Man hatte so ausschließlich nach dem Wahren gesehen, nach der Harmonie des Schönen gelauscht, daß man endlich hungrig wurde und darüber das Sehen und Hören vergaß. Das Bedürfniß spricht allezeit laut, sobald es alt wird, und je völliger es eine Zeit hindurch unbeachtet blieb, um desto kräftiger macht es seine Foderungen geltend. Wer aus einer langen Oper kommt, der sucht gewiß den besetzten Tisch, ohne die Genüsse des Auges und Ohres in der ersten Viertelstunde nachzuschmecken. Aus dem Bedürfniß ging die neue Regsamkeit des religiösen und politischen Sinnes hervor, und dieser unzweideutige Ursprung rechtfertigt ihn mit seinen Anfoderungen eben so sehr, als er die Vorsicht einschärft, die zum Gewinn eines reinen Resultates nöthig ist. Wie fern sich dieses Bedürfniß in Beziehung auf das bürgerliche Leben aussprach, wurde es theils befriedigt, theils durch die bekannten Schritte der Regierungen zu größerer Stille angewiesen. Es war vorauszusehen, daß gerade dadurch der Sinn für das individuelle Bedürfniß einen freieren Spielraum gewinnen und denselben mit verstärkter Thätigkeit ausfüllen werde. Und diese Zeit war es eben, wo das vorliegende Buch unter dem Titel Gedanken einer frommen Gräfin zuerst geschrieben wurde.

Alle Religiosität, die unmittelbar von dem Bedürfnisse des Herzens ausgeht, muß mystisch, und, wenn sie bloß bei der Befriedigung dieses Bedürfnisses stehen bleibt, auch pietistisch werden. Warum begreift man nicht, daß hier jede fremde Kritik unwirksam bleiben muß? Das Bedürfniß läßt sich nicht bestreiten, noch verschieden ausdeuten: es bezeugt und erklärt sich selbst. Nur wer es hat, kann darüber urtheilen, wodurch er es befriedigt finde, und dasjenige, was ihm diese Befriedigung am schnellsten und vollständigsten giebt, wird er festhalten. Darf er nun glauben, daß sein Bedürfniß rein, daß es eine Foderung der von Gott selbst geordneten Natur seines Wesens sei, so ist es ihm auch nicht zu verargen, wenn er die Befriedigung desselben als ein Werk desselben Gottes annimmt, und somit über die Wahrheit seines Glaubens auf die kürzeste Weise zum Abschluß kommt. Das Herz war hier Quelle der Religiosität und übernimmt auch die Bürgschaft ihres Grundes; die Beruhigung, welche einem gestillten oder beschwichtigten Bedürfnisse allezeit folgt, gilt als das Siegel der göttlichen Wahrheit, und so wenig man eine laute Sehnsucht zum Schweigen bringen kann außer durch ihre Erfüllung, so wenig wird man denen, die zur Ruhe gekommen sind, diese Ruhe mit gewöhnlichen Einwürfen verleiden.

Es läßt sich aber auch nicht läugnen, daß eine solche Religiosität allezeit etwas Individuelles und sogar etwas Egoistisches habe. Das Bedürfniß ist immer selbstsüchtig, und so sehr es seine eigene Hülfslosigkeit anerkennt, so entschieden macht es doch seine Foderungen als Hauptsache geltend. Wen es zur Religion führt, der wird dadurch den ganzen Bau seines Glaubens bestimmt finden. Die meisten Frommen unserer Tage verhehlen es auch gar nicht, daß sie in diesem Falle sind. Ihr ganzer Glaube geht von dem selbstgefühlten Bedürfnisse des Herzens aus, und wie dieses Bedürfniß, diese Hülflosigkeit die eigentliche Grundlehre ihres Christenthums bildet, so erscheinen alle übrigen Lehren nur in dem Maße bedeutend, wie sie die Stillung jenes Bedürfens herbeiführen. Der Mensch, und zwar der gefallene, hülflose Mensch, und nicht im Classenbegriff, sondern überall als Individuum, ist jedes mystischen und noch mehr jedes pietistischen Glaubens Mittelpunkt; die Lehre von der Versöhnung und Gnade, als die Befriedigung des dringendsten Mangels, nimmt den zweiten Platz ein, und jeder andere Theil des Religionsglaubens findet nur in dem Grade, wie er mit diesen ersten Hauptsätzen zusammenhängt, Beachtung und Anerkennung. Ja bei manchen, wo der Zusammenhang loser erscheint, scheuen selbst die ängstlichsten Seelen keine Abweichung von der

Kirchen- und Bibellehre, wenn sie nur mit einer solchen Abweichung etwas dem selbstgefühlten Bedürfnisse deutlicher Entsprechendes gewinnen.

Vielen wird diese Behauptung über die eigentliche Natur ihres Glaubens anstößig sein, und sie werden einwenden, daß Niemand seine Armuth und Niedrigkeit tiefer fühle, als der Mystiker und der Pietist, überhaupt jeder, den das Herz zum Gläubigen mache. Das ist großentheils wahr, nur daß es jene Ansicht nicht umstößt. Der Herzensgläubige kann es nur dadurch sein, daß er sein Bedürfniß fühlt: aber er übereilt sich, wenn er dieses Gefühl mit der wahren Demuth verwechselt. Nicht jeder bittende Arme, der seine Blöße bekennt, ist dadurch schon bescheiden, und eben so wehret die strengste Vorstellung von dem verderbten Zustande des Herzens dem Egoismus nicht. Dieser findet seine Nahrung gerade in dem Ungestüm, womit das eigene Bedürfniß sich zur Grundlage des ganzen Glaubens zu machen wagt, und so wird es möglich, was sonst widersinnig scheint, daß bei der auffallendsten Anerkennung eigener Werthlosigkeit sich ein mit der wahren Demuth geradezu streitender Eigensinn einnistet, der sich von aller Autorität anderer Menschen und selbst der Bibel nur bedingunsweise leiten läßt.

Nimmt man hierzu, daß das Bedürfniß für sich

selber blind ist, und je lauter es sich regt, desto gewisser nur die Befriedigung sucht, ohne die Art und das Maß derselben zu beachten, so kann man es mit gutem Gewissen um so weniger anrathen, daß sich Jemand von seiner Stimme bei dem Aufsuchen der Religion allein leiten lasse. Wie der Hungrige die Natur der Speisen und das Maß ihres Genusses um so weniger beachtet, je stärker sein Hunger ist, so vermag der nach Ruhe Durstige um so weniger zu bestimmen, wie weit er etwas Gutes finde, je mehr er lechzet. Ist aber das erste Verlangen gestillt, so tritt statt dessen die Verwöhnung ein, und der, welcher zuerst nahm, was seinem Bedürfniß zusagte, nimmt später das, was seiner Laune gefällt. Mit der Rücksicht auf das eigene Selbst wurde begonnen, und wie anders, als daß in dieser selben Rücksicht fortgefahren wird?

Bei dem allen kann man es weder ändern, noch auch nur mißbilligen, daß viele Tausende in unserm Volke sich der Religion jetzt aus einem tiefen Bedürfnisse zuwenden. Was wäre eine Religion, die man nicht bedürfte, und was ein Bedürfniß, das man nicht fühlte? Die Gefühlsreligion, der Glaube, der auf ein herzliches Suchen gefunden wird, ist die innigste und darum lebendigste von allen denkbaren Arten. Und hätte nicht die kantische Lehre

und der Rationalismus zu sehr dieses Bedürfniß verkannt und eine Tugend ohne alle Rücksicht auf das eigene Selbst gefodert, so würde das Gefühl dieses Bedürfnisses nicht so allgemein und schreiend laut geworden sein.

Es gilt also nicht ein Bekämpfen dieser Art von Religiosität, die in ihrem Ursprunge nur mit Unrecht, in ihren Aeußerungen aber ohne Erfolg bestritten wird, sondern ein Verwahren derselben vor den leicht verschuldeten Verirrungen. Das Herz, das Zuversicht und Frieden bedarf, hat damit die Auffoderung und das Recht, beide zu suchen, und thut wohl, sie nur bei Gott zu vermuthen und nur von ihm zu erwarten. Aber es hört auf, Recht zu behalten, wenn ihm die Religion nichts sein soll, als Befriedigung, wenn es sein gefühltes Bedürfen für das Maß hält, in welches alle Plane Gottes mit ihm sich hineinmessen ließen. Die wahre Demuth ist nicht die Anerkennung der eigenen Schwächen und Mängel, sondern die schwerere Anerkennung, daß Gott mit uns Absichten habe, die wir nicht kennen, daß es Bedürfnisse für uns gebe, die wir selbst noch nicht fühlen, daß also die Wahrheit der Forschung, nicht das Gefühl des Herzens über das Ganze der Religion entscheide. Mit dieser Demuth kehrt die Mäßigung des Gefühles und sein Einverständniß mit der Ver-

nunft zurück, und die gefährlichsten Übereilungen werden eben so, wie das Aufkeimen einer selbst die Religion nach ihrem Bedürfen meisternden Selbstsucht verhütet.

Irrig aber deuten viele neuere Lehrer dieses so, daß die Vernunft das Gefühl leiten müsse. Das Gefühl besteht nur, wenn es lebendig ist, und wenn es lebt, so hat es gleich allem Leben seine Regel in sich selbst. Die Vernunft kann Gefühle wecken, beschränken und bekämpfen; aber sie findet dazu in der engen menschlichen Brust nur so viel Raum, als das Gefühl unbesetzt lässet. Sie ist darum am glücklichsten gegen die schwachen, so wie am schwächsten gegen die starken Gefühle; und doch müßte es umgekehrt sein, wenn sie die Herrschergewalt ausüben sollte, die ihr der Idealismus der Wissenschaft so bündig zuspricht. Das Gefühl eines eigentlichen Bedürfnisses tritt vollends unter den Schutz der Nothwendigkeit oder des Instinktes, unter welchem es schwer von der Vernunft zu verfolgen ist, die ja nicht aus Compendien, und auch nicht aus fremdem Urtheile heraus, sondern eben in der durch das Bedürfniß unfrei gewordenen Seele zu wirken hat, mit nicht mehr Kräften, als ihr das aufgehobene Gleichgewicht übrig lässet. Unsere Weisen verwechseln die philosophische Abstraction der Vernunft zu gutmüthig oder zu hitzig mit der wirklichen, die ja bei den

besten Seelenlehrern noch nicht so weit gekommen ist, den innern Organismus, das Lebensgesetz der Gefühle, nur ganz zu begreifen, geschweige denn ihn unter schwierigen Verhältnissen leitend zu handhaben.

Um den vom Bedürfniß ausgehenden Glauben vor allen gefährlichen Irrungen zu bewahren, giebt es nur das eine zuverlässige Mittel, daß man das Gefühl selbst veredle und das niedere, selbstische durch ein höheres und reineres controlire. Nur das Gefühl hat mit dem Gefühle beim Unterschied der Art die Gesetze der Classe gemein, schließt sich verwandtschaftlich an dasselbe an, begleitet es in seinen Wechseln und stört die Einheit des Bewußtseins durch keine Disharmonien. Ist das Gefühl des Bedürfnisses stark, aber egoistisch, und dient es also wohl zur Weckung, aber nicht zur Ausbildung der Religiosität, so entwickle man neben ihm ein andres, das leiser, aber weniger selbstisch wirkt, und man wird keine Ursache haben, die von beiden gemeinschaftlich erzogene Seele um ihre Frömmigkeit zu tadeln.

Ein solches dem Gefühl des Bedürfnisses nicht unterworfenes, sondern ihm gleichgeordnetes, ist aber das ästhetische. Man versteht darunter das dem ersteren scheinbar gerade entgegengesezte, das aus der freien Anerkennung, aus dem Werth und der Schönheit des Gegenstandes sich

ableitet, und nicht diesen nach sich, sondern sich selbst nach diesem, zu richten und zu bilden wünscht. Es war wohl nichts anderes, was mehre der edelsten Mystiker unter der reinen Liebe verstanden, die sie zum leitenden Wesen ihrer Frömmigkeit machten. Aber es gehört dazu eine reinere Seele und eine längere Uebung, um dieses Gefühl in angemessener Stärke zu erregen. Die Naturanlage dazu fehlt jedoch Niemand, und wo es nur nicht gestört wird, entfaltet es sich ohne Wegweiser leicht an den ihm vorschwebenden Objecten, und begründet einen religiösen und sittlichen Takt, der sich in den schönsten Handlungen des Lebens, wie in der vollendetsten Ausbildung des Charakters beurkundet und bewährt, sobald das Gefühl des Bedürfnisses die nöthige Stärke hinzusetzt.

Wendet sich denn unsere Zeit aus tief gefühltem Bedürfnisse zum Christenthume hin, und zeigt sich immer allgemeiner ein Glaube, der die ganze Innigkeit, aber auch alles Selbstische und Bedenkliche eines auf des Menschen Bedürfniß gebauten Glaubens hat, so lasse man ab, die Gefühle zu bekämpfen, die man nicht wegstreiten wird, und ergreife das einzig sichere Mittel, sie zu veredlen. Das geschieht, wenn der Glaube vom Bedürfniß geweckt, aber von der freien Liebe erzogen wird, so wie die

Nothdurft bei dem Bau eines Obdachs den Entschluß und die vorausgehenden Anfoderungen, aber der Schönheitssinn die Vollendung bestimmt. Je mehr unser Volk ganze Geschlechter hindurch diesen Schönheitssinn pflegte, je mehre unter seinen Lehrern das alte Vorurtheil abgelegt haben, daß das Schöne eine theilweise Lüge einschließe, je allgemeiner man mit Winkelmann die Identität des Göttlichen und des wesentlich Schönen einst schon anerkannte, je gewisser eben darum das göttliche Christenthum in reiner Auffassung auch eine unwiderstehliche Schönheit hat; desto leichter wird es sein, den im Dienst des Bedürfnisses gar zu selbstsüchtig verschrumpfenden Glauben durch das Gefühl für seine ideale Schönheit von seinen Schlacken zu befreien und so mit der Wahrheit im Einverständniß, und bei dem fremden Urtheil der Außen-Welt in Ehren zu halten.

Die nächste und vornehmlichste Absicht dieses Buches wird sich nach dem Vorbemerkten ohne Schwierigkeit deutlich angeben lassen. So lange die Frömmigkeit auf keinem edleren Gefühl, als dem des Bedürfnisses ruhet, ist sie mit dem Schönheitssinne nicht blos zerfallen, sondern für dessen Bildung verderblich. Der Egoismus des Bedürfnisses ist despotisch; indem er das Gefühl ganz sich unterwirft, hindert er nichts mehr, als zunächst die Entfal-

tung der feineren Gefühle, die nur frei gedeihen können. Wir haben es leider an wiederholten Beispielen der neuesten Zeit erfahren, wie Dichter von der entschiedensten Anlage blos durch den Uebergang zu jenem Bedürfnißglauben ihren Schönheitssinn erdrückten und das Bedürfen mit der freien Liebe verwechselten. Gerade die verwandtschaftliche Nähe beider Gefühlsweisen veranlaßt das Verderben. Sollen nicht immer mehr deutsche Dichter in dieser unglücklichen Irrung für ihren wahren, und darum von Gott selbst ihnen gegebenen Beruf verloren gehen, so muß die Sphäre des ästhetischen Gefühls wie die des religiösen Bedürfnisses genau verglichen werden, und man muß die Gränze ziehen, auf welcher beide, ohne ihre Eigenthümlichkeit und den Charakter der Wahrheit zu verlieren, sich allein vereinigen können.

Nachdem der Verfasser beim dritten Theile seiner Wanderjahre inne worden war, daß er diese Aufgabe nur mit Nachtheil in den Roman verflechten werde, beschloß er, sie in einem eigenen Werkchen, dem vorliegenden, zu lösen. Göthe hatte in den Bekenntnissen einer schönen Seele einen ähnlichen Versuch gemacht, der häufig genug gelobt worden ist, den aber die Frommen nicht als fromm, die Dichter nicht als poetisch anerkennen wollten. Offenbar war ihm die ei-

gentliche Aufgabe nicht recht klar geworden, und er gab nicht die Verbindung des Frommen mit dem Schönen, sondern eine Mischung, in der bald das eine, nun das andere sichtlich austrat oder unversöhnlich vorherrschte. Es blieb also noch zu erweisen, ob und wie sich das religiöse Bedürfniß und der Schönheitssinn in einer Seele so vereinen lasse, daß weder der Fromme die Aufrichtigkeit des erstern, noch der Ästhetiker den Takt des letzteren, noch endlich der Charakteristiker die Einheit des Ganzen vermisse. Mit dem Gelingen dieser Aufgabe hoffte der Verfasser nachdrücklich genug seine Ansicht darüber empfohlen zu haben, wie der Frömmigkeitssinn unserer Zeit von seinem Egoismus, die Poesie aber von ihrem Verfall durch den ersteren zu retten sei. Er entwarf außerdem noch eine mehr erörternde Schrift über das Verhältniß der Poesie zur Religion, die dasselbe in Briefen an den Freiherrn von Fouqué durch dessen frühere und bessere, wie spätere und schwächere Schriften kritisch erläutert. Aber so lange er hofft, daß man das nämliche aus der aufmerksamen Durchsicht dieser Bogen entnehmen werde, trägt er Bedenken, dieselbe Aufgabe in zweifacher Behandlung vor dem Publikum zu lösen.

Mit dieser Hauptabsicht verband er dann allerdings noch eine zweite, die er eben so wenig verbergen darf. Er hatte wider Göthen die Anschuldigung er=

hoben, daß derselbe ein sehr oberflächlicher Charakteristiker sei, der blos Umrisse gebe, wo man den Organismus des innern Lebens erwarte. Diese Behauptung erschien unerhört, ja man fand es über die Kräfte eines Menschen, solchen Anfoderungen zu genügen. Und doch haben sie alle großen Charakteristiker an sich selbst gemacht, und von einzelnen, z. B. Schiller, kann man es nachweisen. Zweckmäßiger, als sich blos auf diese zu berufen, schien es aber, die Aufgabe selbst zu lösen, weil das Beispiel überall am sichersten lehrt. Um damit jene weitere Absicht verbinden zu können, wählte er den Charakter der in den Lehrjahren erwähnten Gräfin, von dem man einräumen wird, daß Standesverhältniß, Geschlecht und großer Wechsel der Erscheinung ihn für einen Dichter ungewöhnlich schwer zu behandeln machten, während zugleich die Erreichung des angegebenen Hauptzwecks eine Biegung desselben erfoderte, die doch nicht als Inconsequenz auffallen durfte. Des Verfassers Überzeugung von der entscheidenden Wichtigkeit einer strengen Charakteristik für die Poesie ist noch jetzt dieselbe. Seiner Meinung nach kann diese Wichtigkeit auch nur von solchen bestritten werden, denen das Vermögen, etwas anders als sich selbst zu begreifen, in zu großer Vorliebe für sich selber erstickte, und die ihre Zahlungsunfähigkeit durch das

kecke Abläugnen der Schuld verbergen möchten.

Es fragt sich jetzt, wie weit die zweifache Absicht des Verfassers erreicht und begriffen wurde. Darf es ihm schmeicheln, oder muß es ihm leid thun, daß namhafte Männer ein besseres Zeugniß für das erste, als von dem andern ablegten — der nicht namhaften hier, wie überall, zu geschweigen? Er bekennt sich zu dem Letzteren. Der Freiherr von Fouqué war einer von denen, welchen der Verfasser das Buch selbst gleich nach dem Abdruck zustellte. Niemanden lieber hätte er zu der Anerkennung eines schöneren, als des Bedürfnißglaubens bewogen, als diesen zu früh umnebelten Morgenstern des neuen poetischen Jahrhunderts; denn Niemand hatte größere Kräfte als er, um die Poesie mit dem Glauben zu versöhnen, ohne sie als Poesie zu kränken. Es ist freilich nicht gelungen, und der Verfasser bekennt hier offen, daß dieser Dichter der Literatur blos als ein Jüngling erscheinen dürfe (etwa 1816 entschlafen), damit man für die Schriften des Mannes durch das Vergessen die Vergebung auswirke. Der Freiherr gewann das Buch lieb und legte davon wiederholte, herzliche Zeugnisse ab; er benutzte es als Erbauungsbuch, selbst zur Vorbereitung auf das heilige Mahl der Christen; er faßte unveranlaßt die Meinung, daß wirklich eine Gräfin als Verfasserinn lebe, und sandte zur Einleitung einer unmittelbaren Corre-

spondenz mit derselben zu verschiedenen Malen poetische und prosaische Ergüsse über einzelne Stellen des Buches an den wahren Verfasser zur Weiterbeförderung. Aber gerade das, worin sich der schönere Gefühlsglaube von dem harten Bedürfnißglauben unterscheidet, daß er nämlich nicht ganz und gar auf die egoistische Dürftigkeit des Menschen gebaut ist — also das Eine, worin der Verfasser den noch immer um seiner frühern Werke willen geliebten Fouqué so gern auf eine ihm gemäßere Ansicht geführt hätte, blieb ihm verborgen. Er foderte von der frommen Gräfin in unmittelbarer Zuschrift eine strengere Anerkennung der Erbsünde, und da die Identität derselben mit dem Herausgeber nun nicht weiter verschwiegen werden durfte, brach sich der briefliche Verkehr ab. Für die gelungene Charakteristik muß das eben so sehr, als für das Festhalten an dem Wesen der ächten Frömmigkeit zeugen; nur dafür, daß die Hauptabsicht des Verfassers von einem Manne, der das ästhetische Gefühl einst eben so stark besaß, wie jetzt das des religiösen Bedürfnisses, wirklich begriffen worden sei, dafür zeugt das Erzählte freilich nicht.

Ein Dichter von ähnlichem Charakter, der Pfarrer F. W. Krummacher, faßte den Geist des Buches fast auf eine gleiche Art. Zwar glaubte er nicht an die Existenz einer Verfasserin; aber er schloß sich mit Liebe an den Geist, den blos ihr Name, kein Körper

trug, und suchte den Herausgeber zur Mitwirkung für ein Unternehmen zu bewegen, das auf die Anregung und Gestaltung eines solchen Glaubens, wie ihn diese Schrift vorbildet, abzweckte. Es unterblieb aus Veranlassung zufälliger Umstände. Eben diese aber und der Wechsel der äußeren Lage führten den genannten Dichter in wenigen Jahren von der Mittellinie, worauf sich die freie Liebe und das Bedürfniß im Glauben berühren, zu der Überzeugung, daß blos das letztere den Glauben gestalten dürfe. Anders kann man den Wunsch wohl nicht deuten, daß in einer Fortsetzung geschildert werden möge, wie sich die Gräfin ganz von der Welt zurückziehe und blos das suche, was Noth sei. Daß dieses gerade wider die Absicht des Verfassers laufe, ist aus dem Früheren klar, und er hält es für überflüssig, die Ablehnung einer solchen Auffoderung zu rechtfertigen. Das Bedürfniß führe den sündigen, armen Menschen zu dem Gott und dem Meister des Friedens hin; aber in dessen Armen ruhe weder die Angst, noch der Eigensinn, sondern ein seine Bedürfnisse in der stillen, steten Befriedigung immer mehr vergessender und in der freien Liebe zu dem Liebenswürdigsten zugleich thätiger und seliger Mensch.

Ganz anders als die beiden genannten mußte ein dritter Dichter, der Hofrath Müllner, den Geist des Buches fassen. In einer längern Beurtheilung (im Literaturblatt zum Morgenblatt, Frühling 1822) gab er der Schrift als Charakteristik ein Zeugniß, wie es fast wider seine sonst lieber tadelnde als lobende Gewohnheit war. Man darf dem, einst zu hoch gefeierten, jetzt um sein Schelten zu sehr gescholtenen Manne die Anerkennung wirklicher Talente und Verdienste nicht ungerecht vorenthalten. Besonders ist er als Charakteristiker unter den neueren Deutschen durch sein besonnenes Auge und seinen Fleiß der erste, und nur die weiblichen Charaktere gelingen ihm weniger, so daß er wohl thäte, in künftigen Werken sie minder in den Vorgrund zu stellen. Von Niemand konnte das Lob der Charakteristik dem Herausgeber geltender und werther sein, als von diesem. Daß er das Wesen des Religiösen nur wenig begreife, ist bekannt, und es war daher nicht zu hoffen, daß er die Hauptabsicht des Buches erkenne. Indem er gesteht, daß einzelne Stellen selbst dem erklärtesten Ungläubigen einen Schauer der Ehrfurcht vor einem solchen Glauben abnöthigen müßten, giebt er alles und selbst mehr, als man von ihm erwartete. Übrigens war es natürlich, daß er die Kunsturtheile der Gräfin mit denen des Herausgebers verwechselte, da

eine Differenz zwischen beiden nur da angenommen werden konnte, wo man eingesehen, daß das Verhältniß der Gefühlsreligion zum Schönen dargelegt und also auch auf die Schilderung der ästhetischen Beurtheilung aus dem Standpunkte der ersteren zur Vervollständigung der Charakteristik ausgedehnt werden mußte.

Wenn aus diesen drei Zeugnissen ein gemeinschaftliches Ergebniß gefolgert werden darf, so erkennen sie eben so wohl die Charakteristik, als die Darlegung eines innigen, und doch vom Egoismus des Bedürfnisses freien Gefühlsglaubens als gelungen an. Daß zugleich drei solche Männer die eigentliche Absicht des Buches übersehen, und gleichsam nur wider Willen und unbewußt das Dasein und die glückliche Ausführung derselben beurkunden konnten, das ist ein Beleg unter vielen, wie schwierig die ächte Kritik poetischer Werke sei, und wie wenig gerade in diesem Fache die Stimme unbenannter Kritiker in den Literaturzeitungen ausschlage. Der Verfasser hat rücksichtlich dieses Werkes nicht über die letzteren zu klagen; es ist ihm vielmehr keine einzige unvortheilhafte Beurtheilung zu Gesicht gekommen: aber auch die lobenden Rezensionen dieser Art mag er nicht den Urtheilen der drei genannten Dichter beifügen, damit er seine Achtung gegen diese dadurch nicht wieder zweifelhaft mache.

Wohl aber darf und muß er noch zwei andere Zeugen aufführen, die, wenn auch in ganz verschiedener Weise, doch mit unzweifelhaft gleichem Ansehn den Obigen zur Seite treten. Man wird gern erfahren wollen, was die eigentliche Wissenschaft zu dem dargelegten Gefühlsglauben sage, und wie namentlich die Sittenlehre, die das Leben nach bestimmten Grundsätzen regeln und gestalten will, mit dieser Anweisung zufrieden sei, nach welcher die Gestaltung des Lebens von dem Organismus des reinen, freien Gefühles ausgeführt wird. Der Verfasser freut sich, hier zwei Männer für sich aufrufen zu können, die als ausgezeichnete Sittenlehrer von ganz Deutschland anerkannt sind. Der ehrwürdige Stäudlin trug kein Bedenken, in seiner Schrift über die Sittlichkeit der Schauspiele den Verfasser unter lauter Namen zu nennen (z. B. Lessing, Kant), zu denen dieser sich nie zu stellen wagen wird. Und der Oberhofprediger v. Ammon, in seinem Handb. der Sittenlehre Th. 1, führte auf ähnliche Weise denselben mit Luther, Reinhold, Jacobi und Schelling als den fünften deutschen Gewährsmann für das von ihm geltend gemachte höchste Moralprinzip, ebenfalls unter namentlicher Hinweisung auf die vorliegende Schrift, auf. Weit entfernt, sich diese hohe, von zwei solchen Männern unverdient zugesprochene Geltung aneignen

zu wollen, glaubt der Verfasser doch, daß ihr vereintes Urtheil jeden Ängstlichen über die Klarheit und Haltbarkeit des hier gezeichneten, lebengestaltenden Glaubens beruhigen müsse. Und vornämlich deshalb durfte hier auch das gar zu Günstige nicht übergangen werden.

Diese Stimmen nun scheinen sowohl die neue Herausgabe des Werkes, als die fast blos auf den Titel sich beschränkenden Änderungen an demselben zu rechtfertigen, und blos von den letzteren ist hier noch zu reden.

Den Nebenzweck, die von ihm gemachten strengeren Anfoderungen an die Charakteristik des Dichters in einem Beispiele zugleich zu erläutern und zu befriedigen, möchte der Verfasser um so weniger ganz aufgeben, als er seine Aufgabe ziemlich glücklich gelös't haben soll. Aber den gewünschten Lohn des Gelingens, daß nämlich die Dichter sich wieder einer fleißigeren Charakterzeichnung unterziehen möchten, wagt er von der Gegenwart nicht zu hoffen. Es gehört dazu ein tieferes Erkennen und richtigeres, gleichzeitiges Würdigen der verschiedenfachen, für die Haltung eines Charakters tauglichen Ideen, als sich von den Kindern einer Zeit erwarten lässet, die fast ganz von einer einzigen und noch dazu sehr unklar gefaßten Idee beherrscht wird. Möglicher Weise könnte die tüchtige Charakteristik Walter Scott's die Nachlässigen beschämen; denn die

Britten haben seit den Zeiten ihrer Freiheit ihre Philosophie eng auf das Leben bezogen und dadurch die zwischen inne liegende Poesie auf die Wirklichkeit und die Idee zugleich gestützt. Aber so lange nicht das Wesen der Poesie und Philosophie wieder besonnener von uns aufgefaßt und beherzigt wird, darf man von dem Beschämtwerden durch ausländische Muster eben auch nicht viel erwarten. Der Verfasser hat darum den angegebenen Zweck wohl durch den Zusatz des Titels, der eine Charakteristik verspricht, ausdrücklich bekennen wollen, übrigens doch kein Bedenken getragen, das Werkchen, das früher nur als Beilage zu den Wanderjahren ausgegeben wurde, aus diesem, seine Anschaffung zu sehr vertheuernden Verbande zu lösen. Die Jünger der Poesie verweiset er auf die neue Auflage des Tagebuches, worin er sein System der Ästhetik aufgestellt und zugleich auf den Zusammenhang der Philosophie, der Religion und des Lebens mit der Kunst nachdrücklich hingewiesen hat *). Bis er sich hier mit ihnen verständigt und sie ihrerseits sich zu einer größeren Besonnenheit, Volksthümlichkeit und Religiosität

*) Die schönste Empfehlung dieses Tagebuches ist in dem Letzten enthalten, was Jean Paul geschrieben. Man sehe dessen „kleine Bücherschau“

erhoben, glaubt er zu ihnen über die Gesetze und das Wesen strengerer Charakteristik noch zu früh zu reden. Die ehrenvollen Ausnahmen, die die Zeit zugleich erkennen und übersehen, werden das Buch auch in seiner gegenwärtigen, nicht auf Kunstzwecke deutenden Vereinzelung wohl bemerken und, geleitet von diesen Vorworten, in ihrer Weise benutzen.

Desto bestimmter sollte die Hauptabsicht des Werkes hervorgehoben und vor wiederholten Mißverständnissen gesichert werden, und darum erlitt der Titel die übrigen Veränderungen. Die auf das Gefühl und zunächst auf das Bedürfniß gegründete Frömmigkeit ist nämlich zwar die Form, welche das gegenwärtige Zeitalter sehr allgemein seinem religiösen Leben giebt, und in gewisser Weise bleibt es immer und nothwendig das Bedürfniß, welches dazu treibt. Aber so ausschließlich, wie man es jetzt verlangt, kann und wird das männliche Geschlecht nicht lange, geschweige denn stets, sein Christenthum auf das Gefühl bauen und von demselben gestalten lassen. Dazu reicht der wahre Grund von Gefühl bei den an das Denken gewöhnten Männern schon nicht aus, und falls sie es nicht früh genug bemerken, finden sie sich zu einer

(Breslau 1825, 2 Bde.) und zwar den Schluß des ganzen Werkes.

Überspannung genöthigt, die entweder zur Lüge führt, oder durch darauf folgende Ermattung sich selbst aufhebt. Aber zuverlässig wird das Gefühl immerdar bei dem weiblichen Geschlechte der Träger und Ordner seiner Religiosität bleiben und ohne Bedenklichkeit von den Männern aller Zeiten dafür anerkannt werden können, so lange nur das gebundene, in seiner Vereinzelung anmaßliche Gefühl des Bedürfnisses nicht allein, sondern auch das freie der Liebe darunter gemeint ist. Ja, der weibliche Charakter gedeiht nur in der Frühlingswärme dieser reinen Gefühlsreligion zur Entfaltung seines Ideales. Das war es, warum der Herausgeber nur die Frömmigkeit des Weibes geschildert zu haben anspricht. Er will sich damit von dem, was in dem Streben der Gegenwart seiner Überzeugung nach unreif ist, eben so bestimmt lossagen, als er das, was darin Lob verdient, anerkennen, und das, was für alle Zeiten gültig ist, seiner Arbeit wider Mißdeutungen sichern wollte. Zwar dürfte er als Dichter das Recht in Anspruch nehmen, gleich dem schöneren Geschlechte auch die schönere und wärmere Gefühlsreligion zu bekennen, und er gesteht gern, daß ihm Alles, was er in der Gräfin Seele schrieb, aus der eignen kam. Aber er hört darum nicht auf Mann zu sein, und der männliche Charakter behauptet auch bei ihm seine Rechte. Darum gesteht

er, daß man die hier dargelegte und seine eigne Religionsansicht eben so wenig für ein und dieselbe halten wolle, als sie sich widersprechen. Er verschmäht die freie, kritische Untersuchung nicht, und hat sie in seiner „historisch-kritischen Untersuchung über die biblische Urgeschichte" mit dem Beifall eines Gesenius geübt. Er ehrt die verständige, klare Anordnung des Systems, und seine „Grundzüge des Christenthums" durften sich der Billigung eines Planck erfreuen. Er liebt es, die Glaubenswahrheiten auch auf die großen Verhältnisse des Lebens zu beziehen, und seine Schrift „die Rechte der christlichen Religion über die Verfassung christlicher Staaten" fand eben so viele Freunde ihrer Ansichten als ihrer Freimüthigkeit. Aber er achtet auch den innigen, schönen Gefühlsglauben, und seine „Palmenzweige auf den Weg des Heilands gestreut" haben schon manche, für das Religiöse und Schöne zugleich empfängliche Seele auch seinem Herzen gewonnen. Darum setzt er voraus, daß über seine eigene Religionsfassung nur aus der Gesammtheit dieser Werke, nicht aus dem vorliegenden allein geurtheilt werden könne, und man wird so billig sein, dieser Erwartung zu entsprechen.

Es war früher des Verfassers Weise gar nicht, seine Werke mit einer schützenden Vorrede in die Welt

zu schicken. Er überließ es ihnen, sich durch sich selbst zu vertheidigen, und die wiederholten Auflagen der meisten, deren doch keines vor 1817 geschrieben wurde, könnten diese Zuversicht gerechtfertigt zu haben scheinen. Da aber nicht allein der üble, sondern auch der gute Wille mancher Leser eine wahre Absicht nicht selten unrecht auffaßte, so hat er sich zu einem veränderten Benehmen entschlossen, das man verzeihen wolle. Vielleicht gelingt es ihm, durch diese Selbsterklärung die Wirksamkeit seiner Schrift zu verstärken und zugleich mit der Mißdeutung auch dem Mißbrauch derselben vorzubeugen. Wenigstens benutzt er am Schlusse dieser Vorworte gern noch einmal die Gelegenheit, dieselbe als zunächst für das weibliche Gemüth bestimmt zu erklären, und sie darum allen Eltern, die ihre Töchter zugleich religiös und vor den Mißgestaltungen der Religiosität bewahrt sehen möchten, so wie allen gebildeten Frauen, die für ihr eignes Herz ein leitendes Muster suchen, zu empfehlen — aber alle die, welche einzig nur das schreiende Bedürfniß des Menschen ins Auge gefaßt und ausschließlich darnach die ganze Religiosität gestaltet wissen wollen, mit der Verwarnung zurückzuweisen, daß er in ihrem Sinn weder arbeiten konnte, noch durfte, noch endlich wollte.

Die Anerkennung und Liebe unsrer eigenen Vorzüge ist mit unserm Wesen beinahe eins worden. Und wenn man ihre Unbedeutenheit oder Nichtigkeit erkannt hat, so ist es wieder unser eigenes Bedürfniß, für das wir in dem Hinwenden zu Gott Befriedigung suchen. Aber mich dünkt, hier sowohl als dort verrathe sich die Eigensucht, die durch die wahre Frömmigkeit vertilgt werden muß.

Unser Wille muß sich in den Willen Gottes verlieren, sich ihm nicht bloß unterwerfen, sondern einigen: das fodert die Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen. Und je mehr wir es dahin bringen, desto ähnlicher werden wir Gott; ja, sobald sich unser Wille mit Gottes Willen einiget, werden wir mit Gott geeinigt. Wir dürfen aber gar nicht widerstehen, ja nicht einmal widerstreben. Dann erfüllt sich an uns die Fürbitte des Heilandes, daß wir eins mit ihm und Gott

werden, wie er mit Gott eins ist. In dieser Übereinstimmung unsers Willens mit dem Göttlichen beruht unser Glück und unser Frieden unter den traurigsten Widerwärtigkeiten. Und wie wir uns zwingen, Gottes Willen mit Einwilligung anzunehmen, verliert sich unser Wille in den göttlichen, und die Gewöhnung dazu macht denn endlich, daß er sich so gut wie ganz verliert. Das ist ein Opfer, das zu allen Zeiten bestehen bleibt, eine reine Selbstopferung, die Gott immer wohlgefällt. Man opfert seinen Eigenwillen für Zeit und Ewigkeit, seine eignen Vorzüge und alle auf uns selbst gebaute Hoffnungen demjenigen, in dessen Hand man sich ganz übergiebt. Wenn aber das Opfer nicht ganz ist, so wird gerade die Anerkennung der eigenen Vorzüge, Tugenden und Gaben die feine Nahrung der ins Innere zurückgedrängten Eigensucht.

Wir müssen zwar unsre Kraft gebrauchen, als ob alles von unsrer Anstrengung abhinge; aber wir müssen doch auf nichts, was wir thun mögen, zählen. Wir müssen uns selbst in Gottes Hand überantworten und wie Kinder mit töchterlicher Zuversicht von ihm führen lassen. Das wollte Jesus Christus selbst von uns. Im Schmerz darüber, daß wir Gott beleidigt haben, in der unablässigen Reue darüber, ergeben wir

uns desto unterwürfiger in seine Leitung, möge sie uns leicht oder hart werden.

Wenn die Leitung unserer selbst so voll von Mängeln ist, sollte man sich nicht der Leitung Jesu Christi überlassen? Aber so einfach das scheint, wer's nicht selbst erfahren hat, begreift nicht, wie schwer es dem an sich selbst so Gefesselten werde, sich eben von sich selber loszumachen.

Die wahre christliche Entsagung besteht nicht in Entbehrung äußerer Güter, in Enthaltung von äußerem Schmuck und dergleichen. Das ist etwas, aber nur der erste Schritt. Die wahre Entsagung ist geistig und betrifft das ganze Gemüth. In Betreff des Verstandes muß man allem Anspruch auf Wissen, Kennen, Urtheilen, Denken — in Betreff der Erinnerung aller Beschäftigung mit unfruchtbaren Lieblingsgedanken, zeitlichen Vorstellungen, Neuigkeiten — in Betreff des Willens allen leidenschaftlichen Neigungen, allen Liebhabereien des Geschmacks oder der Wahl, selbst in den geistigen Dingen entsagen: man muß weder für die Zeit, noch für das himmlische Leben eine Eigensucht kennen. Der Verstand muß durch den

Glauben, die Erinnerung durch die heilige Hoffnung, der Wille durch die Liebe von der Eigensucht frei werden.

Leidenschaftliche, unruhige Liebe ist nie reine Liebe. Die Liebe ist nur vollkommen in Ruhe und Einfalt. Leidenschaftlichkeit macht unruhig, und die Unruhe kann nie beseligen.

Ziel und Vollendung jedes Herzens ist, daß Jesus Christus in ihm lebendig oder geboren werde. Ich meine dieses: etwas Größeres und Weiteres kann man nicht sein wollen, als ein solches Wesen, wie Jesus Christus war, so ganz demüthiges, reines Kind Gottes. Man kann es aber nur nach dem Vorbilde und durch die Anleitung Jesu werden, und darum eben ist die neue Gestalt dem Wesen nach die seine, wenn auch dem Besitze nach die des frommen Christen.

Ich betrachte nichts lieber, als die Charaktere der heiligen Geschichte. Die Apostel und ersten Christen scheinen mir alle beschäftigt, an sich selber das Vorbild des Heilandes nachzubilden, und daraus lernt sich's,

wie die Menschheit unter Gottes Hülfe dem himmlischen Vorbilde nachringt, wie weit, sehr weit sie dabei kommen kann, und wie doch immer zwischen dem göttlichen Vorbilde und dem menschlischen Nachbilde ein merklicher Unterschied bleibt. Jenes ist wie ein gegossenes Bild; dieses wie ein gemeißeltes, das der Schüler dem Meister nachmachte und worin immer noch Spuren der ehemaligen Ungestalt sind.

Ueberhaupt möchte ich sagen, der Mensch sei ein formloser Marmorblock. Wenn aus demselben ein schönes Bild werden soll, so muß eine fremde Hand das Uebermäßige wegschaffen. Der Werth, den wir nachher dem Bilde geben, ist nicht der Werth des Steines selbst, sondern des ihm gegebenen Bildes. Der Marmor hat dabei keinen andern Werth, als wenn er sich gut und leicht bilden lässet; selbst bilden kann er sich doch nie.

Selbst die heiligen Patriarchen vor der Zeit des Heils können uns als Gegenstücke dienen, wie weit die treueste Anwendung menschlicher Kraft und göttlicher Gnade und die beste Beihülfe äußerer Umstände zusammengenommen doch zurückbleiben hinter einem Vorbilde, das von Gott selbst ausgeschaffen und hingestellt wurde.

Ein mit allerlei fremdartigen Dingen angefülltes Herz kommt mir vor wie ein mit Geräthschaften angefülltes Zimmer. Wo ein Geräth Platz nimmt, da wird die Luft zurückgedrängt, weil das Geräth irdisch ist, und doch ist uns die Luft nöthiger, als alles Andere. Dürfte ich nun die Luft und den Athem mit dem Geiste vergleichen und mit dem, was er bedarf; so faßte sich's leicht, wie das Wegschaffen der Geräthe die Luft von selber vermehrt, ohne daß man sie herbeizuholen brauchte, wie aber das Hereinbringen immer mehrerer Geräthe auch die Luft von selber mindert. Gerade so scheint mir's mit dem Herzen. Die irdischen Geräthe, die in ihm etwa nöthig oder gut seyn möchten, sind eine ruhige Kenntniß mancher Dinge und der Künste, so wie die Liebe zu Eltern, Geschwistern, Mann, Kind und Freunden. Das ist aber auch genug, und der übrige Raum muß ledig bleiben, wie wir sagen, nämlich gefüllt mit dem unsichtbaren Lebensodem, damit wir selbst nicht blos Raum für den Leib, sondern Odem für unsere Besinnung finden.

Ein an Gott recht hingegebenes Herz ist weder um seine eigene Ehre, noch um die Beruhigung Anderer bekümmert. Es überträgt Alles Gott, und der fehlt dann auch nie, wo es noth ist. Er giebt eine Zuver=

sicht, die weit gegründeter ist, als alle Hülfe von Geschöpfen und als alle Rechtfertigung, die man sich selber verschaffen könnte. O, wie thut es so gut, sich Gott hinzugeben!

Die größte Wohlthat des Christenthums ist mir die innere Nähe bei Gott, daß wir uns in seiner Gegenwart halten und mit ihm im Herzen reden.

Ein Herz, das Jesu schönen Geist in sich aufnehmen soll, muß wieder jungfräulich geworden sein. Ohne Schamhaftigkeit vor der schmeichelnden Sünde ist das nicht möglich. Es bedarf eines Marienherzens.

Ich habe Jesus früher gesucht, als ich ihn kannte. Ein tiefes Gefühl, das ganz gewiß Gott in mir erweckte, zog mich, etwas zu suchen, das mir wie ein himmlischer Stern immer vorschwebte. Es kam nämlich, ich weiß nicht woher, noch wodurch, ein lebhaftes Bild von reinem, unschuldigen, gütigen, sicheren Menschenwesen in meine Gedanken und wollte nicht wieder daraus fort; auch hatte ich es gleich von Anfang so lieb, daß ich gar nicht daran dachte, es zurückdrängen

zu wollen. Ein solches Wesen hätte ich mir gern angeeignet, und hätte alles gegeben, wenn mein Vater, mein Gemahl oder mein Bruder es gehabt hätte, damit ich es nur immer vor mir haben möchte, um es zu lieben und mich darnach zu bilden. Dieses Bild war der Stern, den ich meine. Er führte mich, wie die Könige aus dem Morgenlande, die Jesum ja auch noch nicht kannten. Und er führte mich auch an dasselbe Ziel. Ich sah wohl, daß alle lebenden Menschen so nicht sein könnten, wie ich das Ideal, nicht gebildet, sondern geschenkt bekommen hatte. Es mußte ein Mensch sein, der von der Wiege an nie einen Flecken gehabt. Da trat, nicht auf einmal, sondern nach und nach, die Gestalt Jesu aus der unbestimmten Dämmerung, aus den Schleiern, darin ich sie bisher nur kaum ohngefähr gesehen hatte. Und so sammelte sich die unbestimmte Liebe meines Gemüthes immer mehr für sie, und die Sehnsucht wurde allmählich herzlich fröhlicher Glaube. Aber so eigentlich kann ich das nicht ausdrücken, was ich hier erzählen wollte.

Ach, Christus ist gewiß wenig gekannt: wie könnte es sonst so selten sein, daß er geliebt wird? Hätt' ich's doch in meinem Vermögen, ihn Allen bekannt zu machen!

Für andere berühmte Männer findet man noch wol diesen und jenen leidenschaftlich eingenommen; man beschreibt ihren Charakter, man vertheidigt ihre Grundsätze, man erhebt ihren Geist, ja, man gefällt sich darin, ihre Aussprüche sich anzueignen, und hält es für eine Ehre, sie zu begreifen. Ist es nicht wunderlich, daß man gerade mit Jesu eine Ausnahme macht, und den, der ihn bewundert, ihn liebt, seine Grundsätze und Aussprüche sich aneignet, daß man den so ungern in Gesellschaften laut werden läßt?

Sollte es möglich sein, daß ein Diener Gottes eifersüchtig gegen Gott selbst wäre? Wenn ein Herz sich von Gott selbst leiten lässet, sollte sich nicht derjenige zunächst darüber freuen, dem die Leitung der Herzen von Gott übertragen ist? Dem Herren nachstehen, kann ja keinem treuen Diener kränkend sein, und wer nur selbst von Gott sich leiten lässet, der wird doch nie des Hirten Beruf dadurch hindern, daß er selbst Andere leiten wollte. Mich dünkt, diese Aeußerung unseres Predigers sei ächt fromm und schön.

Immer ist es mir noch räthselhaft, wie so viele herzlich fromme Menschen, welche die Liebe zu Gott

und dem Heilande schon innig in ihr Herz aufgenommen hatten, doch nachher noch eine Zeit erlebten, in welcher die Gedanken des Glaubens ihren Trost für sie verloren. Gewöhnlich sagen sie oder ihre Lebensbeschreiber, Gott habe sich ihnen wieder scheinbar entzogen, habe ihnen die empfindlichen Süßigkeiten seiner Nähe genommen, um ihnen nachher desto mehr zu geben. So lese ich wenigstens in dem übrigens so lieblichen Leben der Armela *), in den mündlichen Sprüchen Matthes Weyers **), in Fenebergs Leben ***), in Tersteegens, der Guyon, und ich glaube auch in vielen andern Schriften. Und doch kann ich ein solches Benehmen von Gott oder seinem Sohne nicht recht begreifen. Doch scheint mir immer, als wenn Gottes Nähe dem Herzen, welches ihn aufrichtig sucht, nie fehlen könne; wenn sie aber da ist, sich nie verstecke, sondern vielmehr durch ein unvergleichliches Gefühl des Friedens offenbaren müsse. Wenn ich irre, so flehe ich Gott an, mich zu erleuchten. Aber es ist mir, als ob so manche fromme Herzen, die ich weit über mir erkenne, in ihrem brün-

*) München 1815, bei Lentner.

**) Neu bearbeitet von Joh. Arn. Kanne. Nürnberg, 1817.

***) Von J. M. Sailer. München, 1814.

stigen Suchen nach Gott sich häufig über ihre Gränzen hinausgewagt, in ihrer heißen Liebe der unermeßlichen Entfernung vergessen, und durch die unnatürliche Spannung die nachfolgende Erschlaffung selbst herbeigeführt hätten. Etwas Ähnliches wenigstens hat mich meine, vielleicht nur unbedeutende Erfahrung gelehrt. So oft ich, etwa veranlaßt durch Schriften, wie des tiefsinnigen Tersteegen oder der in Entzückungen lebenden Guyon, mich in eine noch innigere, heißere, seligere Liebe emporhob, als mir durch Gottes bisherige Führungen bereits natürlich war, so oft mußte ich's auch erfahren, daß ich in den folgenden Tagen das entbehrte, was ich voraus weggenommen hatte. Nun glaube ich immer sicherer zu gehen, wenn ich selbst den frömmsten Geschöpfen in etwas Unrecht gebe, als wenn ich von Gott etwas annehme, das mir seiner Hoheit ungemäß scheint. Und darum glaube ich noch jetzt, daß jene herrlichen Menschen, unter welche auch gewiß meine selige Tante gehört, in guter Meinung sich zuweilen zu weit wagten, und eben darum für Wochen, ja für Monate und Jahre wieder in eine Erschlaffung zurücksanken, die sie für göttliche Prüfungen hielten, weil ihr Streben zwar rein, aber nur ihre Vorsicht unvollkommen war. Darum habe ich mir's zur Regel gemacht, nie mehr als ein gehorsames Kind Gottes oder eine begnadigte Marie bei dem

Heilande sein zu wollen, und nie nach der sogenannten Einigung mit ihnen, deren Wesen ich in einzelnen seligen Stunden wohl gekostet habe, zu streben. Und darin bestärkt mich die Bemerkung unseres guten Predigers, daß keiner der Apostel, Jünger und Jüngerinnen des Herrn einen solchen Rückfall erlebt zu haben scheine, daß aber auch keiner sich dem Wesen des Höchsten so ganz anzuschließen wage, wie Tersteegen, die Guyon, die Armela und andere gewiß vortreffliche Christen es versuchten. Von innern Kämpfen des bereits gläubigen Christen erzähle uns kein Apostel; denn selbst Paulus kenne im reinen, lebendigen Glauben nur Freude, und seine Kämpfe seien wohl äußerliche Trübsalswege in der Nachfolge des Heilandes gewesen, aber keine inneren.

Ja, es giebt noch für uns eine Klugheit, wie sie Paulus hatte, daß er Allen Alles zu sein suchte, um nur ihre Seelen zu gewinnen. Alle die, welche noch von ihrem Heile fern sind, dürsten nach Glück; denn nur der rechte Christ verlangt am heißesten nach Heiligung und Unschuld. Alle suchen Seligkeit, nur der Christ nicht, obwohl er sie am gewissesten in der Liebe und Gegenliebe findet. Wenn man darum jenen noch zu gewinnenden eben seine Seligkeit, seine Heiterkeit,

seinen innern Frieden zeigt, wenn man ihretwegen alles Strenge, Düstere von sich fern hält, so wird das gewiß für sie die eindringlichste Ladung zum Reiche Gottes sein. Sie sehen dann offenbar, daß wir nicht lügen, wenn wir ihnen den Frieden versprechen, welchen sie suchen. Und ich meine, eine solche Rücksicht auf Andere sei ganz und gar erlaubt, weil man ja nicht heuchelt, noch auch das Wesen des Glaubens verstellt, sondern nur ihnen das zunächst vorhält, was sie in ihrer Weise am leichtesten aufmerksam macht und herbeizieht. Fast glaube ich, wir würden noch einmal so viele ächte, herzliche Christen haben, wenn alle die, welche es wirklich schon sind, ihre innere Seligkeit auch äußerlich leuchten ließen. Denn wenn es auch vielen an guten Werken fehlen möchte, die sie etwa als ein Licht könnten leuchten lassen, so fehlen doch gewiß keinem die Gaben Gottes; oder soll ich lieber sagen, wenn auch fehlt, was wir thun oder leisten, so fehlt doch nicht, was wir empfangen, und dieses beweiset für die Göttlichkeit des Glaubens wohl eben so viel als jenes.

Eine sehr angenehme Beschäftigung hat mir das Lesen von Hasenkamps christlichen Schriften

gegeben, besonders von den Briefen im ersten Theile. Sie sind mir ein neuer Beweis, daß der wahre Sinn des ächten Christen kein anderer ist, als der wahre Sinn seines Geliebten, nämlich Milde, Liebe, Klarheit und Frieden. Der nun verklärte Mann war gewiß ein Held an Entsagung, Geduld, Kraft und Zuversicht des Glaubens, und doch erscheint er so ruhig, so bescheiden, so sanft. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich denke mir seine Gestalt nicht anders, als die unsers Predigers. Vielleicht, weil mich zu diesem dasselbe Zutrauen hinzieht, das jener auf unbegreifliche Weise seinen vielen Freunden eingeflößt haben muß.

Was man recht eigentlich unter Charakter versteht, weiß ich nicht ganz deutlich, da man von Einigen sagt, daß sie gar keinen, von Andern, daß sie einen guten oder bösen haben. Ungefähr denke ich mir darunter die Bestimmtheit, welche sowohl das Leben hat, als auch das Gemüth, welches das Leben ordnet. Und wenn das nicht irrig ist, so scheint mir, als ob niemand anders einen eigentlich rechten und festen Charakter haben könne, als ein Christ. Denn wie ein Menschenherz ohne das Vorbild und die Beihülfe des Herrn eine recht bestimmte und unveränderliche Gestalt annehmen könne, das ist

mir unbegreiflich. So weit scheint doch die Macht der Gewöhnung oder des eigenen Entschlusses nicht gehen zu können. Hätte man sich auch selbst ein gewisses Gesetz des Lebens gemacht, so glaube ich doch, würde man ihm schwerlich zu allen Zeiten treu nachleben, besonders da es als bloßes Menschenwerk unfehlbar seine Unvollkommenheiten haben müßte. Daß es uns so scheinen könne, als ob böse Menschen, wie der verstorbene Napoleon Bonaparte, einen festen Charakter, innere Bestimmtheit und treue Befolgung eines selbstgemachten Gesetzes für ihr Leben haben könnten — das will ich gerade nicht läugnen. Wir Menschen sehen nur das Äußere und sind auch mit diesem nur obenhin bekannt. Ich meine aber, wenn man in eines solchen Mannes Inneres hineinsehen könnte, würde man Unbestimmtheit, Zweifel, Widersprüche in Menge finden. Wenigstens muß doch bei dem Charakter, wie ich das Wort verstehe, Zufriedenheit sein; denn wo alles bestimmt ist, da kann ja kein Unfrieden fortbestehen — und ich glaube, daß die heil. Schrift recht sagt: Die Gottlosen haben keinen Frieden.

Von Menschen geliebt und mit Zutrauen behandelt zu werden, die nach dem gewöhnlichen Ausdruck geringeren Standes sind, das macht eine eigene Freude,

die vor der Freude über jede andre Liebe noch etwas Auszeichnendes, mir scheint, etwas Reineres voraus hat. Einen größeren Beweis wahrer Hochachtung, als wahres Zutrauen, kenne ich doch nicht. Und darum ist es beinahe wunderlich, daß sogenannte Vornehme andere, geringere Beweise fodern, und den größesten nicht mögen. Ein Landmann, der mir seine eingeschränkten Verhältnisse erzählt, ohne allen Anschein der Absichtlichkeit, eine Familie, die mich von der Thürschwelle her in ihre Stube ladet, eine Wittwe, die mir das Sterben ihres Mannes schildert, und junge Bursche oder Mädchen, die erröthend, aber mit treuen Augen von ihren Geschäften, Anliegen und Begegnissen reden — das alles thut mir so herzlich wohl, daß ich vor Eitelkeit besorgt wäre, wenn nicht die Liebe alle Eitelkeit niederhielte. Und lieb muß man jeden haben, der wahres Zutrauen beweiset; das scheint durch keine Gewalt zu ändern und ein schöner Überrest von dem sonst verdunkelten Gesetz Gottes in unserer Natur.

Was Mutterliebe sei, das habe ich freilich nie erfahren, und es gab Zeiten, wo ich darüber heiße Thränen weinte. Aber ich habe nun gelernt, auch hier die Wege meines Vaters und Heilandes preisend

zu ehren. Er hat mir doch einen außerordentlichen Ersatz gegeben. Und wenn ich es als möglich denken darf, daß ich ein eigenes Kind noch mehr lieben könnte, als das so edelmüthig geschenkte *), so sehe ich ganz klar, daß der Herr es mir versagen mußte. Denn eine noch größere Liebe müßte mich, glaube ich, für alle Mäßigung blind machen, und wäre mir eine Gelegenheit zur Sünde, wie dem armen Kleinen eine Verführung zur Verkehrtheit. Dazu könnte mein Gemahl vielleicht nicht mehr mit so freiem Herzen seine Güter zum Wohl von Tausenden verwenden, wenn er eigentliche Erben hätte. Das alles wußte Gott aber schon, da ich noch weinte, und auch, daß er mir darüber in Zukunft Aufschluß geben werde.

Es scheint mir damit, wie mit der trefflichen Gemäldesammlung in Dresden oder München. Indem ich sie betrachtete, dachte ich doch: wie viel schöner, wenn noch tausend Altäre mit diesen frommen Bildern geziert wären, wenn jedes Einzelne seinen eigenen Kreis wieder bekäme! wie viel mehr würden sie da wirken! Gleich wie die Vereinzelung hier Wohlthat wäre, so ist sie's gewiß oft bei der Liebe und den Gü-

*) Den vom reisenden Vater ihr zur Erziehung übergebenen mutterlosen Felix.

tern. Wenn der Herr wohlthun will, so entzieht er einem Elternpaar die Kinder, und die Liebe, die sich sonst wie auf einen Platz gehäuft hätte, verbreitet sich nun frei über alle, die sie nur erreichen kann. Und eben so das zeitliche Gut. Mein trefflicher Mann hatte diese Weisheit weit früher, als ich, und er hat mir großentheils erst dazu verholfen.

Vor Gott kein Verdienst haben wollen, das ist doch wahrlich keine Erniedrigung; es wäre ja Thorheit, vor dem Herzenskündiger zu wandeln, so vieler Vergehungen eingeständig sein, und sie doch nicht als strafbar anerkennen wollen. Sind wir aber einmal mit dieser Demüthigung vor dem Herrn im Reinen, so muß sich aller Stolz gegen Menschen, und wären es die geringsten, wol von selber verlieren. Denn wie man demüthig vor Gott, und doch stolz gegen Geschwister sein könne, das ist gar nicht zu begreifen. Wenn der Aermste vor mich hintritt, weiß ich denn, ob sein Herz dem Heilande nicht angenehmer ist, als das meine? Wenn das meine übermüthig sein wollte, so wäre es gewiß von beiden das häßlichste. Und wenn ich das verschrobenste Gemüth finde, soll da die Verachtung der Verkehrtheit stärker sein, als das Mitleid der Liebe? und wo der

Heiland weinte, da könnte ich stolz und hart seyn? Nein, mein eigenes Herz war ja nicht besser, und es bedarf nur des eigenwilligen Stolzes, so ist es tiefer gefallen, als ehedem. Wer dem Jünger des Erlösers die Demuth nehmen will, der will ihm die Erlösung selbst nehmen; denn die Demuth erscheint mir als die Grundmauer des ganzen Tempels, den sich Gott in uns erbauen will.

Eine jede Frau, die kein Kind hat, sollte doch, wo möglich, eins annehmen. Es ist so unbeschreiblich süß, sich Mutter nennen hören. Und es fördert gewiß auch in der Liebe zu Gott und dem Heilande, Mutter sein. So lange man die Kindheit nicht immer vor seinen Augen sieht, faßt und behält sich's nicht recht, was es heiße, wieder Kind werden. Und so lange man nicht Mutterliebe fühlt, versteht man es auch nicht ganz, wie sehr Gott liebe. „Wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch Dein nimmermehr vergessen;" „ich will Dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet." — Wenn ich solche schöne Stellen lese, so meine ich, das könne niemand anders als eine Mutter so geschrieben haben, oder der, welcher auch die Mutterliebe ins Herz giebt.

Daß zwischen der Liebe zu einem angenommenen Kinde, oder der zu einem durch Geburt eigenen, ein merklicher Unterschied sein sollte, glaube ich fast nicht. Und wenn wir ja ein weniges an Liebe mißten, so haben wir doch auch unser Kind ohne Schmerzen und ohne die mancherlei Sorgen zur Zeit der ersten Schwäche.

Die Klagen und Nachtgedanken des englischen Dichters Young, die wir in einer reimfreien Uebersetzung zu lesen angefangen, aber unbeendet weggelegt, haben auch mir nicht gefallen. Wie mich dünkt, urtheilte M. *) darüber ganz recht; sie sagte, nach ihrer Meinung sei in dem schönen Abendliede von Claudius: „Der Mond ist aufgegangen," über dieselben Dinge weit mehr, und alles weit richtiger und lieblicher gesagt.

In den Reliquien **) steht dieser schöne

*) Mathilde, eine unverheirathete junge Freundin, welche bei der Verf. lebte.

**) Von J. M. Sailer. München, 1816. Die angeführte Stelle ist von Origenes, und steht Heft 1., S. 78. A. d. H.

Ausspruch eines alten Kirchenvaters: Wer wird noch das, was die Menschen Adel nennen, für einen wahren Adel halten können, wenn er den Adelsbrief der Kinder Gottes erkannt haben wird?

Wie trefflich! Ja, es giebt keinen andern Adel, als den Christus schenkt; am wenigsten aber halte ich den Geburtsadel für übereinstimmend mit dem Wesen des Himmelreiches. Unterschiede festsetzen zu wollen, da der Herr alle Unterschiede zwischen den Seinen aufhebt; äußere Ehre sich vorbehalten, da der Christ gar keine Ehre vor Menschen suchen soll; auf fleischliche Abstammung einen Werth setzen, da nach dem Evangelium vom Fleisch nur das Fleisch geboren wird, das kein nütz ist, der Geist aber von Gott kommt; im Namen etwas suchen, da der eigentlich christliche Name uns in der Taufe gegeben wird; die Geburt ins irdische Leben zu einer Ursache des Ranguntersch iedes machen, da doch eine Taufe als Zeichen der Wiedergeburt uns alle gleich stellt — das alles sind mir Widersprüche, die ich nicht lösen kann. Wie war es möglich, daß sie in die Christenheit hinein kamen, da sie doch zu Anfang gewiß nicht darin waren? Und wie ist es möglich, daß noch jetzt immer solche Unterschiede beibehalten werden, welche die wichtigsten Lehren unsers göttlichen Glaubens verdunkeln, und dem ohnehin

so schwachen Menschenherzen die Versuchung zum Stolze, diesem verderblichsten Grundfehler, so nahe legen? Gerade wir Begünstigten sollten zuerst auf die Aufhebung dieser Hindernisse unsers vollen Christensinnes dringen; denn wir und die Unsrigen leiden am meisten dadurch.

Den Dichter Fouqué halte ich gar nicht für dem Heilande abgeneigt, ich lese vielmehr seine Schriften gern, und freue mich, daß wenigstens ein bekannter Schriftsteller seine Werke so verfaßt hat, daß wir Frauen sie ohne Erröthen lesen können; aber daß er nicht demüthiger gegen seinen Erlöser ist und etwas mit dessen Reiche Streitendes so immer und immer darstellt und preiset — gleich als ob die fleischliche Geburt alles und die heilige Taufe nichts entschiede, und als ob Gottes Gaben dem Körper nach forterbten, nicht aber Gnadengeschenke für seine Kinder wären — das mißfällt mir gänzlich.

Ein Einzelner vermag freilich nichts zu ändern, und ich kann es nicht mißbilligen, was meinen trefflichen Gemahl, der hierin jetzt ganz mit mir gleich denkt, von einem auffallenden Schritte zurückhält. Er fürchtet, durch den Zwiespalt mit unsern Familien und die unverständigen Urtheile mancher sonst nicht üblen Menschen sich auf seinem Wege zur Heiligung mehr gehin-

dert, als durch Ausführung seines Wunsches gefördert zu sehen. Und gewiß, wer so für seine Brüder und Schwestern arbeitet, wie er, und im Herzen alle Vorzüge nur so ganz als Hülfsmittel zum Wohlthun würdigt, der könnte ohne Schaden seiner Demuth und seiner Liebe selbst König sein — es würde ihn der Herzenskündiger doch anerkennen.

Ein Leben ohne Liebe, Arbeit ohne Segen, und Verschuldung ohne Gnade: das ist das traurige Loos derer, die außer sich selber und ohne Versöhnung mit Gott leben. Was hülfe es ihnen, wenn sie die ganze Welt gewönnen? Das Herz, welches den Gewinn genießen sollte, wäre doch krank, lechzend und leer.

Genau betrachtet, macht nur die Demuth ein menschliches Herz weise, gut, fromm und glücklich; denn der Stolz steht diesem allen im Wege.

Da Gott Vater ist, so versteht sich von selber, daß wir Kinder sein sollen; es ist aber leicht einzusehen, daß wir von eben solcher Art Kinder sein müssen, als Gott Vater ist, nämlich auf die beste, schönste, liebenswürdigste Weise. Wenn er lehrt, müssen wir's glauben und behalten; wenn er uns etwas aufträgt, gern

gehorchen, und so ganz seine Gesinnung im Herzen billigen und bewundern, daß wir gar keine Verschiedenheit davon bei uns dulden mögen.

Weil der Herr nach unsern Gesinnungen uns richten wird, so scheint nichts klarer, als daß wir ohne unser Verdienst von ihm beseligt werden. Denn ich habe noch nie gehört, daß Jemand gewagt hätte, seinen guten Gesinnungen ein Verdienst beizulegen; er würde ja, dünkt mich, eben damit beweisen, daß er wirklich keine hätte.

Gerade deswegen ist es aber sicherlich der Glaube an den Heiland oder die Liebe zu ihm, welche uns unbezweifelt die Seligkeit erwerben wird. Denn aus dem Glauben müssen ja wohl die gottgefälligsten Gesinnungen des Herzens kommen; wer kann Christenglauben haben, ohne Gott und den Heiland zu lieben? Wenn aber irgend etwas bei uns dem Höchsten gefallen kann, sollte es nicht sein, daß wir ihn aufrichtig lieb haben? Könnte denn Er eine Liebe zurückweisen, die er selbst erst erweckt hat?

Wer lieb hat, dem ist, dünkt mich, um seine Seligkeit nicht bange. Er erwartet sie ganz ruhig, nicht wegen seiner Liebe, sondern weil er den im Herzen kennt, welchen er liebt. Er weiß es

und kann zuversichtlich darauf sterben, daß der Gott, welcher die Liebe selbst und aller Liebe Vater ist, nie unsre Liebe zu ihm täuschen, nie hinter unsrer Vorstellung von ihm zurückbleiben wird. Das ist der Glaube der Liebe; denn die Liebe ist nicht blos Kind des Glaubens, sie wird auch wieder seine Mutter. Und dieser Glaube der Liebe ist felsenfest, darauf darf man sich verlassen. Bei allen Zweifeln und Bedenklichkeiten, die, noch so klug ersonnen, gegen uns erhoben werden, spricht das Herz im Gebete zu Gott: „Solltest du, ewige Liebe, geringer sein, als die ärmliche Vorstellung eines deiner kleinsten Kinder es sich denkt?" Und über den Worten sagt schon die ganze Seele ein von Gott ihr eingegebenes: Nein!

Wenn uns Gottes Nähe bisher noch verborgen blieb, wenn wir von ihr nichts, als nur aus dem Unterrichte wissen und aus dem Verstandesurtheile, daß nur die Thorheit sie läugnen könnte, wenn wir sie noch nicht selbst erfahren und sie häufig zu fühlen angefangen haben: so ist das allein unsre eigene Schuld und keineswegs Vernachlässigung von Seiten Gottes. Wer eingesteht, daß er an Gottes Nähe glaube, aber noch nie dieselbe erfahren habe, der gesteht ein, daß er ihn noch nie darum mit Ernst angerufen, ihm noch

nie im Gebete sich genahet. Denn an dem Worte der Schrift ist nicht zu zweifeln, daß Gott Allen nahe, nämlich fühlbar nahe sei, die ihn mit Ernst anrufen, und daß er sich denen nahe, die zu ihm nahen.

Es ist nicht genug, daß wir Gottes Herrschaft über uns anerkennen: wir müssen auch seine Herrschaft in uns glauben und heilig halten. Es scheint mir ziemlich viele Menschen zu geben, besonders unter den sogenannten gebildeten Ständen, die schon eigentlichen Christenglauben zu haben oder zu zeigen meinen, wenn sie jene in ungefähren Ausdrücken bekennen. Daß wir nichts ohne Gott oder wider Gott vermögen, daß wir in seine Fügung uns ruhig finden müssen, daß er uns sicher aufs Beste führen werde — das hört man wol von ihnen bekräftigt und geäußert; nur daß sie dann, gleichsam der Halbheit ihres Glaubens sich schämend, lieber von Schicksal, Himmel, Vorsehung, Natur und dergleichen, als aufrichtig vom lieben Gott reden. Alles das aber ist doch noch kein rechter christlicher und auch kein selig machender Glaube. Auch der unzufriedene Unterthan des Reiches kann dergleichen äußern, ohne daß er doch für den Himmelskönig ein Herz hat. Ob wir Gott auch in uns, da wo der freie Wille wohnt, wollen herrschen lassen,

das ist die eigentliche Probe von Treu und von Glauben des Christen. Und dahin eben wollen sich so Viele gar nicht ziehen lassen, vielleicht weil ihre Ausdrücke: Vorsehung, Schicksal, Natur oder Himmel, da nicht mehr passen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß meine selige Tante je diese unbestimmten Ausdrücke gebraucht hätte; sie sprach immer von Gott oder dem Heilande oder dem Geist des Herrn. Dagegen war mein Bruder Lothar mit seinen Freunden und seinem Lehrer ganz an jene Worte gebunden, wo einmal von Religion die Rede sein mußte. Auch weiß ich noch recht wohl mich aus meinem eignen Leben zu entsinnen, welche heimliche Scheu ich in Gesprächen vor den Worten Gott oder der Heiland hatte, und wie behende ich dafür von Schicksal, Natur oder Himmel sprach. Ich empfand aber in der That gar keine Andacht dabei, sondern nur ein Gefühl, wie wenn ich an den Sonntagen mich schwarz kleidete. O, mit welcher ehrfurchtsvollen Liebe nenne ich jetzt jene heiligen Worte! Es ist mir, als wenn gar keine die Würde, den wohllautenden Klang hätten, wie sie. Heiland — das Wort kommt mir besonders immer wie ein Sonnenblick zwischen die übrige Rede, und blos um seiner Hoheit willen habe ich eine Scheu, es oft auszusprechen.

Sollte wol irgend Jemand ernstlich glauben, daß er den Himmel oder die Seligkeit eigentlich verdienen könne! Es scheint mir doch gar zu einleuchtend, daß dieses unmöglich sei. Mehr, als wir an Freude, Glück oder Seligkeit wirklich erhalten und empfinden — einen Tag in den andern hineingerechnet — verdienen wir gewiß, selbst nach dem milden Maße göttlicher Barmherzigkeit, nie. Sonst ließe sich ja sagen, daß der Höchste geizig sei und dem Menschen das Verdiente vorenthalte — eine so frevelhafte Behauptung, daß ich sie nicht einmal gern hier niederschreibe. Vielmehr giebt der Vater immer reichlicher, als wir es selbst von seinem Vaterherzen erwarten durften, und ich fürchte, daß eben die, welche sich beklagen, und gleichsam einen Rückstand einfodern zu können sich vermessen, am meisten seinem gerechten Mißfallen unterworfen sein möchten.

Es ist mir merkwürdig, daß von keinem der frommen Erzväter eine lange Krankheit gemeldet wird; bei der ausführlichen Erzählung der heiligen Schrift sollte man denken, es würde erwähnt sein, wenn irgend einer einmal schwer krank gewesen, da solche Leiden oft auf die Familien, und noch öfter auf die Gesinnungen

des Leidenden einen starken Einfluß haben. Woher mag das kommen? Waren damals so wenig Krankheiten, oder wirkte der eigene, innere Glaube eben so zur Genesung, wie zu des Heilands Zeiten der Glaube an den Gottessohn?

Sich selbst zu prüfen, oder vielmehr sich selber immer im Auge und unter Aufsicht zu halten, ist durchaus nothwendig. Dazu gehört aber gar nicht, daß man sich wie in zwei Wesen theile, wovon das eine Arbeiter oder Genießer, das andere dagegen stetiger Aufseher sei; denn ohne sich so zu theilen, kann der Mensch, seiner bewundernswürdigen Natur nach, doch ganz gut auf sich selber merken, kann von Herzen sich freuen, mit Eifer ein Werk fördern und doch besonnen bleiben. Diese Besonnenheit ist es eben, was ich meine.

In solchen Sachen, wo uns freie Wahl gelassen ist, mag diese Besonnenheit etwa fehlen, obwohl man sie in der gewöhnlichen Erziehung da am meisten verlangt. Wie ich meine Haushaltung einrichten, welche Kleidung ich wählen will und dergleichen, das kann vielleicht Überlegung fodern; aber wenn man auch nicht das beste wählte, so darf man sich wenigstens vor Gott beruhigen, daß man nicht gesündigt habe. Ganz an-

ders ist es in solchen Stücken, wo wir gar nicht zu wählen haben, wo durchaus nur eines Recht und alles andere Sünde ist. Da ist Besonnenheit, Selbstbeachtung und Selbstprüfung nicht zu entbehren. Denn nach Gottes weiser Ordnung gehen die Gedanken den Handlungen vorher, die guten den guten, die nicht guten aber den bösen. Achten wir nun prüfend auf uns selbst, so bemerken wir leicht die bösen Gedanken, und Gottes Milde hat es so eingerichtet, daß sie durch gute Gedanken ganz aufgehoben und unschädlich gemacht werden können. Wer aber das Aufmerken vergisset, bei dem gehen die bösen Gedanken in böse Thaten über, und die lassen sich fast nie durch gute Thaten wieder aufheben. Der Mörder kann keine gute That von derselben Art thun, wie er eine böse gethan hat, und so vielleicht Keiner, der eine sündliche Handlung beging. Nur in den Gedanken ist uns Menschen ein voller Ersatz möglich; der Gedanke der Eitelkeit wird getilgt durch Gedanken der Demuth, Zerstreuung durch Gebet, Empfindlichkeit durch Erweckung der Liebe, und so in allen Stücken.

Himmlischer Vater, laß mich immer nach dieser Erkenntniß handeln, immer meine Gedanken behüten, und immer eilen, jeden Dir mißfälligen alsobald durch fromme, Dir wohlgefällige zu überwinden.

In dem Augenblicke, als Christus starb, erging eigentlich ein dreifaches Gericht — das erste unheilige über den Heiland, wie es die unglücklich verblendeten Menschen hatten haben wollen, — das zweite über das jüdische Volk, welches eigentlich von dieser Stunde an aufhörte, in Gottes Bunde zu stehen; ein Strafgericht des Heiligen, worüber die Frauen von Jerusalem und ihre Kinder, ja noch alle deren Nachkommen mit Recht zu weinen haben — dann noch das Gericht, welches den Spruch der Gnade über alle Sünder aussprach, weil der Herr für sie starb. Wenn einer von den Guten und Bösen, die das Kreuz umstanden, dieses dreifache Gericht so deutlich, als wir jetzt, hätte erkennen können, wie es so in einem Puncte der Zeit zusammentraf — man sollte glauben, er hätte vor dem Gedanken erliegen müssen. Aber anbetungsvoll schauert man vor der großen Seele des Einziggeliebten, Einzighohen, der, nach den deutlichen Erzählungen der Evangelien, hell in alle drei hineinblickte, und dennoch gerade da darüber schwieg.

Frieden — das war das milde, liebliche Wort, mit welchem die Engel die zeitliche Geburt des Erlösers den Hirten bei Bethlehem verkündigten. Und Friede, das war wieder der Gruß, womit der Auferstandene

zuerst unter seine traurig versammelten Jünger trat. Für ein Herz, das es weiß, was es heiße, Frieden finden, wie der Seele werde, wenn sie ihren Heiland empfängt und seinen Segen hört: meinen Frieden gebe ich dir — für ein solches Herz kann es keinen schönern, dankvollern Namen des Herrn geben, als Fürst des Friedens. Ja, in dieser Ruhe ist die Seele wie ein weites, glückliches Land, wo überall die Frucht der Milde und des Rechts reift unter der Pflege eines mehr als engelguten Königs — und wie kann sie besser danken, als wenn sie ihm herzlich die Ehre giebt und ihn liebend Fürst meines Friedens nennt?

Zuweilen findet man etwas Kostbares für sein Herz, wo man es gar nicht hoffte. So ich in Novalis Werken. Im Ganzen haben sie mir nicht zugesagt. Das meiste war und blieb mir unverständlich, und selbst das Verständliche erschien mir wie eine Frucht, die nach voller Reife lieblich geworden wäre, aber zu früh vom Baume fiel. Auch seine Sehnsucht nach dem Glauben ist wol nicht bis zum ruhigen Frieden des Findens gekommen. Aber unter seinen Liedern hebt eines an:

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn Er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Sein nur nicht vergißt;

und dieser so einfache Anfang ist mir auf einmal wie in das innerste Herz gekommen und klingt bei jedem Anlaß daraus hervor. Die weiteren Verse des Liedes habe ich vergessen; aber so oft mich etwas betrüben könnte, so oft ich mich bei irdischen Sorgen unvermuthet wieder finde, so oft ich mich unwohl fühle oder geliebte Menschen unwohl weiß, so rühren sich die beiden Anfangsreihen oder auch alle vier in meinem Innersten, ich möchte sagen, in einer ganz leisen, halb kirchlichen Melodie, ehe ich's denke, und wenn ich dann allein bin, so spreche ich's leise auch mit dem Munde, jedesmal mit herzlicher Beruhigung:

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn Er mein nur ist.

Es ist Gott bekannt, daß ich alles Gute, was nur im Menschen gefunden werden kann, seiner Liebe und Macht zumesse und die tiefe Verkehrtheit des menschlichen Herzens mit vollester Überzeugung eingestehe. Aber es thut mir doch im Herzen wehe, wenn ich Jemanden über die kleinen Kinder so reden höre, als

ob in ihnen eben diese Verderbtheit, wie in uns, und ihre Seele schon so durch das Unrechte verunstaltet wäre, daß nichts als nur allein Unrechtes sich darin fände. Ich hatte mir für das Kind eine kleine Liedersammlung von Woltersdorf gekauft: „Lieder für Kinder.“ Der Mann soll ein sehr frommer Christ gewesen sein, und ich erwartete den milden Sinn zu finden, mit welchem der Geliebte die Kinder zu sich ruft und segnet. Aber das erste Lied, das ich zufällig aufschlug, enthielt das Geständniß der vollkommensten Sündlichkeit in dem Munde eines Kleinen, und dann die Folge: und wenn ein Kindlein dies erkannt, so nennt sich's einen Höllenbrand. O, wann hat Jesus, wann hat irgend einer von Gottes Propheten und Aposteln so harte Worte gesprochen? O Mann, wenn du bei ihm gestanden, da er sprach: Werdet wie die Kindlein — und: ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel — du hättest so nie schreiben können. Ist es denn so gar schwer, Jesu Milde zu begreifen, daß man aus bloßer Furcht, gegen einen Glaubenssatz zu fehlen, so weit von den Fußstapfen unsers Vorbildes abweicht? Es scheint mir doch so unläugbar, daß die Seelen der Kinder so viel besser sind, als wir, so lange sie nicht mit der Verkehrtheit erst durch fremde Schuld vertraut worden. Ein Kind hat die Welt noch

nicht lieb, sondern nur erst die Mutter, an die es ja von Gott selbst angewiesen ist; es hat noch keinen Besitz, noch keine zeitliche Sorge, es geht mit seiner Begierde nicht über das tägliche Brodt hinaus, um das wir doch alle bitten dürfen. Es ist so zufrieden, wenn es nur Liebe findet, so fröhlich, wenn es nur ein fröhliches Auge sieht, so rein von den unedlen Leidenschaften der Rachsucht, der Unreinheit, der Trunkenheit und, wo nur die Mutter das ihrige thut, auch von denen des Neides, des Eigensinns und der Eitelkeit — es ist so leicht und gern zur anspruchlosen Folgsamkeit aus Liebe zu erziehen. Wenn ein Erwachsener alle diese Eigenschaften jedes nicht vernachlässigten Kindes noch in seinem Herzen hätte, und, statt Vater und Mutter, nur den unsichtbaren, himmlischen Vater beachtete und ihm folgte; wäre er dann wohl so verkehrt, wie wir wirklich sind? Nein, eben so sollen wir ja wieder werden; was könnte es sonst heißen, daß der Herr spricht: werdet wie die Kindlein? Denn andre Kinder, als wir noch jetzt vor uns sehen, gab es ja weder zu den menschlichen Zeiten Christi, noch jemals von Anfang der Welt her.

Da ich keine Gelehrte bin, so weiß ich nicht, warum vielen Männern so sehr daran liegen kann, auch der Kindheit alles Gute abzuläugnen und so fest darauf zu bestehen, daß wir schon ganz verderbt geboren wer-

den? Mütter hätten so nie geredet, so wenig wie der Heiland je so geredet hat. Ich glaube, daß nicht einmal Väter solch eine Behauptung zuerst aufgestellt haben können.

Wäre es denn gar nicht auszumitteln, daß die Verkehrtheit, die wir Erwachsene alle in uns finden, erst in späterer Zeit, freilich auf eine leider nothwendige Weise, in unser Wesen dringe? Ungefähr so, wie jetzt alle Menschen nothwendig die Blattern bekommen, ohne daß deswegen die Kinder schon des Blatterngiftes voll sind? Könnte nicht etwa gerade in unsrer Erkenntniß oder in unserm Verstande etwas Verderbtes liegen, was in den ersten Zeiten des Lebens noch nicht da ist und doch unfehlbar eintritt? Eine solche Auskunft würde mir einen Stein vom Herzen wälzen.

Nie aber werde ich mich an jene harte Lehre gewöhnen, wenn auch alle Menschen es verlangten. Ich wäre immer bange, daß der Herr einst an jenem großen Tage mich fragte: Bist du denn nie Mutter gewesen, oder hast nie Mutterstelle vertreten und Kinder durch deine Liebe, so wie ich, gesegnet? Hast du nie mein Vorbild gekannt und die Kindeseinfalt, die ich euch zum immer gegenwärtigen Vorbild setzte, mit folgsamen Glauben beobachtet? Was sollte und könnte ich ihm da antworten, als, daß ich mein Herz

überwunden und menschliche Auslegung angenommen hätte?

Ein gebrochenes und gespaltenes Herz ist gewiß in dem traurigsten Zustande. Das weiß man auch wohl, und darum will man es so gern ganz lassen, nur daß man es nicht ganz an die Welt hingeben kann und nicht ganz an Gott hingeben mag. Versucht man, es an die Welt hinzugeben, so hört doch Gott nicht auf, es zu ziehen. Wie man sagt, daß das Wasser vom Monde gezogen werde, und daß daher die Ebben und Fluthen des Meeres kommen: so wird das Herz, das sich an die Erde klammert, vom Himmel her gezogen, erhebt sich etwas, fällt dann wieder und wird gerade dadurch unruhig. Es ist auch ganz umsonst, daß man Gott und Welt, Himmel und Erde so nahe zu rücken sucht, daß das Herz beide zugleich berühren und doch ganz bleiben könne; sie lassen sich nicht so nahe verbinden, es bleibt keine andere Wahl, als sich spalten, oder einem allein anhangen. Spaltet sich das Herz, so verblutet es, denn eine Doppelherzigkeit ist in Wahrheit nicht möglich; alle Doppelherzigen, die man so nennt, sind Unglückliche, deren Herz sich von einem zweifachen Zuge auseinander thut. Leider sind wir Menschen wohl alle einmal in diesem Unglück,

wenige vielleicht beinahe, aber doch gewiß keiner ganz ausgenommen. Soll uns geholfen werden, so müssen wir uns entschließen, Gott allein anzuhangen; denn Gott kann wohl den Zug der Welt, aber die Welt kann nicht den Zug Gottes überwinden. Es ist so schön, was der Prophet von Christus sagt, daß er die verwundeten und zerspaltenen Herzen wieder heilen werde. Und er thut es auch wahrlich.

Es wurde heute über Tisch viel davon gesprochen, daß sich doch gegenwärtig immer mehrere Gelehrte beschäftigt zeigten, die Göttlichkeit des Christenthums gegen seine Feinde zu retten. Ich habe geglaubt, das Christenthum bedürfe es nicht, von Menschen gerettet zu werden, denn es habe gar keine Gefahr. Aber diejenigen Menschen müßten, wo möglich, gerettet werden, welche den einzigen Arzt ihrer Krankheit mit einer so traurigen Verirrung zurückstoßen.

So viel Anmuth ein gewandtes, geistreiches Wesen in einer oberflächlichen Bekanntschaft haben mag; so geht doch nichts über das, was die heiligen Schriften schlicht und recht (simple et droit de coeur) nennen. Schlicht, ohne Falten, ohne Krümmung,

ohne falschen Schein, ohne Absichtlichkeit — recht und gerade, ganz zu Gott gewendet, gar nicht auf sich selber zurück, im Innern wie im Aeußern, ohne Furcht vor Mißfallen der Menschen, nichts gleich einem Herrn fürchtend (auch keine Mode, Sitte und dergleichen), als nur Gott allein. Ja, ein solches Wesen ist nicht blos das natürlichste, sondern ohne Zweifel auch das liebenswürdigste und schönste. Aber um es zu gewinnen, muß uns nichts unmöglicher werden, als zu lügen, oder auch nur ein falsches Vorurtheil zu unsern Gunsten zu dulden. Sollte es uns nicht von unserer tiefen Unwürdigkeit überzeugen, daß es uns so leicht wird, ja, daß wir zu Anfang stündlich in die Versuchung gerathen, besser zu erscheinen, als wir sind? Was so leicht von uns schwachen Geschöpfen selbst, wenigstens im Aeußern, verbessert wird, sollte das viel werth seyn?

Aller äußere Verlust, an Gütern, Schönheit, Gesundheit, Umgang, Achtung, kann doch nur ein Bild des inwendigen seyn. Kann man darum den innerlichen Verlust ersetzen, so ist es gewiß kein Schaden, ob auch der äußerliche nicht wieder hergestellt würde. Vielmehr gleicht das Gemüth, welches sich innerlich rundet, und ohne Verknüpfung mit äußern Hülfen

Zufriedenheit findet, einer reifen Frucht, die eben darum vom Baume gelöset wird, weil sie des Baumes nicht mehr bedarf.

Ein solcher Baum scheinen mir besonders die äußern Güter. Wie der Baum nicht der Frucht eigen gehört, sondern dem Gärtner: so gehören die äußern Güter nicht uns, sondern Gott. Sie ernähren uns, o lange es gut ist. Wenn wir aber davon getrennt werden, so bleiben sie ja doch bestehen. Sie sollen nur dienen, um andere Früchte zu nähren, und auch diese werden abgelöset zu ihrer Zeit.

Wenn ein Christ seinem Herrn auch darin nachfolgt, daß er mancherlei zu tragen und zu leiden hat; so sollte er doch nicht in dem andern Stück hinter ihm zurückbleiben, daß er still und schweigend leidet. Es scheint mir viel zu viel Stolz, wenn manche ihre Leiden ein Kreuz nennen, da sie mit Christi Leiden am Kreuze wohl noch kaum die entfernteste Aehnlichkeit haben. Und dabei sollte man doch auch ja nicht vergessen, wie viele Leiden der Sünde wir uns durch solche Schmerzen sparen. Wir wählen auf jeden Fall den kleineren Schmerz für den größern, und sollten dabei ganz beschämt stille seyn, wenn wir an denjenigen denken, der gar keine so vortheilhafte Wahl des eigenen

Nutzens, sondern nur die zwischen schmerzlicher Liebe und ungetrübter Seligkeit hatte.

Das Bild von einem innern Lichte gefällt mir überaus wohl, und scheint mir auch ganz evangelisch. In uns muß ja das Licht scheinen, wenn es nicht blos auf unsern Gängen, sondern auch in unserm Herzen helle werden soll; man gebraucht ja das Licht nicht blos in der Leuchte, wenn man draußen geht, sondern noch mehr im Hause, bei Arbeit und bei Freude. Nur das scheint mir verkehrt, wenn man glauben wollte, die natürliche Vernunft sei ein solches Licht in uns. Vielmehr kommen mir alle Menschen von Natur wie Kerzen vor, die wohl brennen können, aber doch wirklich nicht eher brennen, als bis sie von fremder Hand angezündet sind. Manche möchten wohl kaum wissen, wie das geschieht. Denn wenn man sieht, wie so Viele die sogenannte Aufklärung von der irdischen Seite des Menschen anfangen wollen, so möchte man sagen, daß sie die Kerze am untern Ende anzuzünden suchen. Es brennt dann wohl eine Zeitlang, aber nicht in Ordnung, und die arme Kerze stürzt durch ihr eigenes Feuer.

Ein Theil unserer deutschen poetischen Schriften, auch mancher berühmten Dichter, ist mir fast unge-

nießbar; dagegen sind andere, bei denen ich wohl eben so viele Freude habe, als man nur an Wieland oder Göthen haben könnte. Rosaliens Nachlaß ist mir sehr werth; Starke's Familiengemälde und Strauß Glockentöne lese ich zu unterschiedlichen Zeiten auch gern; Fenebergs Leben von Sailer, Fenelons Schriften von Claudius, Hasenkamps Briefe und Homilien, Bruinings Ideen im Geist des wahren Herrnhutianismus, Heß Geschichte Jesu — das sind alles Werke, die ich unter die poetischen rechne, weil ich sie nicht allein für wahr, sondern auch in meinem Gefühle für schön halte. Vielleicht würden unsere ästhetischen Freunde mir das ausreden wollen; aber ich bescheide mich gern, daß ich meinem Urtheile keine allgemeine Gültigkeit zueignen darf.

Gespräche über Sachen des Herzens und Glaubens sind wie Besuche in fremden Häusern, oder gemeinschaftliche Spaziergänge außer Hause. Sie sind gewiß überaus angenehm. Und doch ist es gut, daß man mehrentheils sich zu Hause halte, damit daselbst alles nett in Ordnung bleibe. Ist man in guten Tagen viel draußen gewesen, so fühlt man sich wirklich unbehaglich, wenn rauhe Witterung uns

in das Zimmer einsperrt, und sieht durch die Scheiben, ob kein unterhaltender Besuch komme. So darf es mit dem Herzen nicht werden. Wenn es auch gern in freundschaftlichen Mittheilungen aus sich herausgeht, so muß es doch auch gern und ohne Zwang sich beim Vater daheim halten.

Nie ist mir himmlischer zu Muthe, als in den Wochen vor und nach dem Genuß des heiligen Abendmahls. Der Morgen vor der Feier hat allerdings für mich etwas Beklemmendes, das ich nicht überwinden kann: mir ist noch bange vor der majestätischen Heiligkeit des ewigen Gottes-Sohnes. Aber wenn bei der Feier selbst das schöne Lied anhebt:

Nehmt und eßt zum ew'gen Leben,
Nehmt hin und trinkt zum ew'gen Leben,
Der Friede Gottes sei mit euch, *)

da wird mir's, als wenn der Vaterarm Gottes mich umfaßte, als wenn die ewige Liebe mich wie ihr Kind neu aufnähme und an's heiße Herz drückte. Und von da an fühle ich alle Worte des vortrefflichen Gesan-

*) Das Lied ist von Klopstock und möchte als Wechselgesang für jede Abendmahlsfeier zu empfehlen seyn.

ges in meinem Innersten so ganz mit, als ob ich sie zum erstenmale sänge. Mein Herz ist dem Heilande nicht mehr als seinem Gott fern, es wagt, ihn als seinen bei weitem Liebsten zu lieben. Da muß ich weinen, so oft es an die Verse kommt:

Ausgeschüttet warest du,
Warst wie Wasser hingegossen;

und

Deiner Zunge Durst war heiß,
Heißer noch der Durst der Seele.

Und es ist mir so tröstlich, daß auch mein armes Menschenherz mit dem Göttlichen mitleidig weinen kann, wie sein himmlisches Herz um Jerusalem und gewiß auch um uns weinte. Ich fühle mich dann ganz in dem Bunde wechselseitiger Liebe, der erst da besteht, wo man mit einander gelitten hat. Und das, denke ich dann, das alles litt er für dich; denn es ist mir innig gewiß, wenn auch kein anderer Mensch auf der Welt wäre, als ich allein, so würde er auch um des einen verlorenen Schäfleins willen gekommen seyn, um es zu suchen und zu retten. Und darum halte ich es für Unrecht, an das Bedürfniß aller andern zu denken, als wenn nur eine ganze verirrte Heerde dem guten Hirten wichtig genug erschienen wäre, um ihr rettend nachzugehen. Wenn die Quelle in der Wüste der Hagar mit ihrem

Kinde das Leben erhielt, wäre es recht gewesen, ihren Dank darum geringer seyn zu lassen, weil vor und nach ihrer Zeit auch andere verschmachtende Wanderer dadurch erquickt wurden? Nein, der Heiland starb für jeden Einzelnen, und darum muß auch jeder Einzelne ihm ganz in Liebe wieder zu eigen gehören, und nicht mit andern eine Summe von Liebe und Dank zusammenthun wollen, um ihn damit abzufinden. Der Bund mit dem Heilande oder durch den Heiland mit Gott wird immer zunächst nur zwischen zwei Herzen, Gottes und unserm, befestiget, und von beiden Seiten ganz allein durch eine unberechnete Liebe.

In diesen Gedanken finde ich mich immer beim Ende der heiligen Feier. Zwar wird es mir schwer, zu denken, daß uns in dem gesegneten Brodt und Wein der Leib und das Blut des Herrn gereicht werde. Vielmehr stelle ich mir vor, als ob vielmehr der Geist des Herrn durch dieselben in uns überginge, was ja so wohl mit dem Brodt und Wein geschehen kann, als mit dem Athem, wie es nach der Auferstehung bei den Jüngern geschah. Ist aber das, so meine ich das gesegnete Brodt recht eigentlich den Leib des Herrn nennen zu dürfen, weil der Geist des Herrn daran wie unser Geist an den Leib gebunden oder damit vereinigt ist. Und eben so mit dem geheiligten Weine. Er ist mir das Blut des Herrn, weil ich seinen Geist dadurch

zu empfangen glaube; denn die Schrift sagt ja irgendwo ausdrücklich, daß das Leben im Blute sey. Wenn ich in dieser Vorstellung auch irren sollte, so glaube ich doch nicht, daß es mir zur Sünde seyn wird, weil ich dabei am leichtesten die zur heiligen Feier passenden Gedanken habe.

Lange freue ich mich jedesmal auf die beseligenden Wirkungen des heiligen Abendmahls im voraus. Aber eine noch ungleich höhere Freude fühle ich in den Tagen nach dem Genusse. Es ist mir dann etwa, als wenn ich meinen Geburtstag feierte; so still, so wohl, so beschenkt fühle ich mich. Auf's allerfesteste überzeugt, daß mir alle Vergehungen, ohne Ausnahme, vergeben sind, habe ich dann nur von so weniger Zeit mir selbst Rechenschaft zu geben, und kann mir dann oft noch nach einigen Tagen es sagen, daß ich kaum in einem Gedanken mich übereilt habe. Das macht sicher des Herrn Geist, und welche Freude eine solche Bemerkung einem Herzen gebe, das früher so weit gesunken war, keinen Tag ohne verkehrte Gedanken zu verleben, das läßt sich gar nicht sagen.

Der Frieden, den der Heiland dem Herzen giebt, ist wahrlich nichts weniger, als ein furchtsames Müßigseyn. Wenn irgend etwas Muth geben kann,

so ist er es. Mich dünkt, das sehe man schon deutlich aus der evangelischen Erzählung, wo der Herr spricht: Friede sey mit euch; gleich wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch. Wenn sein Friede nicht eine wunderbare Kraft hatte, wie hätte er den noch so furchtsamen Jüngern ihre Sendung für sein Werk ankündigen dürfen, ohne sie verzagt zu machen? Denn sie wußten es ja aus des Herrn früheren Reden, was bei dieser Sendung sie erwartete. Daß aber Er den Schafen, die er mitten unter die Wölfe sandte, seinen Frieden zum Geleit gab, und daß sie nun auch nicht weiter bedenklich und schüchtern waren, das zeigt doch wohl genug, was Christi Frieden eigentlich bedeuten und sagen wolle.

Der böse Eigenwille will weder an Vorschriften oder an einen Herrn gebunden seyn, noch sich zur Rechenschaft verstehen: wie ist es möglich, daß man ihn für gut halten kann, und nicht unter allen Hüllen, die er über sich wirft, sobald er auf der Flucht ist, verfolgt?

Wie ist es doch nur denkbar, daß Menschen den Heiland für nichts, als ihres Gleichen halten und an seiner himmlischen Herrschaft zweifeln? Unmöglich,

glaub' ich, können sie auch von Herzen an den Vater glauben. Denn wenn Christus nicht nach seinem Erdenleben die Wahrheit von Gottes Stimme erfuhr, die über ihn sprach: dieses ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, so könnte man doch nicht sagen, daß er sie vor seinem Tode erfahren hätte. Nein, dann wäre gerade der Einzige, der nach des Heiligen Willen lebte, von ihm ungerecht behandelt, und was sollte man sich eines Gottes getrösten, der die Sünder straft, weil sie Sünder sind und nicht heilig, den Heiligen aber, weil er die Sünde haßt, und das Glück, das Leben, die Stille nicht mit seinem Ungehorsam erkauft? Wessen sollte man sich zu den Lehren schwacher, unvollkommener Menschen versehen, wenn das reinste Herz an Gott irren könnte und geirrt hätte? Ich weiß den Widerspruch gegen alles Gefühl, der in solchen vermessenen Gedanken liegt, nicht auszudrücken; aber fast möchte ich laut sagen: wenn Jesus Christus nicht für aller Welt Sünde als Opfer von Gott angenommen wurde, so wie er sich liebend dafür gab, so war er göttlicher als Gott selber — und wenn Gott ihn nicht zum Herrn und Haupt der Gemeinde setzte und überschwänglich gab, wie Gott geben kann, so that Christus im Gehorsam alles, was er vermochte, nicht aber Gott im Vergelten. Sollte denn ein

solcher Widerspruch nicht Allen fühlbar seyn? Ich glaube, solche verkehrte Reden könnten mich noch entrüsten, wenn ich schon dort oben wäre.

Die vielen Partheien in der Christenheit können einem Herzen, das gern allein auf den Meister blickt, gewiß nicht anders als leid seyn. Wie schön wäre es, wenn die Heerde sich nicht sonderte, da ja der Hirt nur einer ist! Indeß, so oft mich diese Vorstellungen beunruhigen, erinnere ich mich, mit einem Blick auf mein kleines Bücherbrett, wie Sailers, Fenelons, Tersteegens, Hasenkamps, Thomas a Kempis und anderer frommen Männer Schriften, so äußerlich und innerlich, dem Geiste nach, sich berühren, und wie da in allen doch nur ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe an, auf und zu dem Einen waltet. Sie sind mir wie die Propheten des neuen Bundes, und ich glaube wirklich, daß ihre Schriften auch im heiligen Geiste geschrieben sind, weil sie alle so übereinstimmen mit einander und mit dem Bedürfniß des Herzens. Unaussprechlich erfreut mich dann der Gedanke: siehe, seine Propheten sendet der eine Hirt noch immer für Alle; sie sind weder allein für die Katholiken, noch allein für die Evangelischen; jeder, der den

Hirten noch versteht, versteht auch das Gotteswort, das er aus ihrem Munde spricht. — Und gewiß, wenn ich würdig seyn sollte, ihnen dort oben zu nahen, werde ich besonders auch Fenelon, Thomas a Kempis und Sailer aufsuchen, um ihnen mit Herzlichkeit zu danken und von ihnen auch da noch Himmelssinn und Christusliebe zu lernen.

Daß am heiligen Pfingstfest der Geist des Herrn durch die sichtbaren Flammen angedeutet wurde, scheint mir nicht ohne belehrende Absicht. Es ist das Wesen des wunderbaren Elements, daß es gewöhnlich (ohne die Mittel der Kunst) vom Himmel herab kommt und dann auf der Erde sich halten und fortpflanzen lässet. Es ist dann noch immer ganz etwas anderes, als der Stoff, an dem es sich hält; aber es ist doch genau damit verbunden. Es hat das Licht in unauflöslicher Gemeinschaft bei sich und erleuchtet alles, was vorher dunkel war. Es vernichtet alles Schwache (wie Holz und Stroh), aber dagegen läutert es alles Starke (wie das Gold). Endlich verläugnet es auch seinen Ursprung nie, sondern strebt immer wieder nach oben. In allen diesen Stücken finde ich das Wesen des heiligen Geistes, wie es uns aus den herrlichen

Beispielen und auch aus dem eigenen Inwendigen offenbar wird, dem Feuer ähnlich. Der Geist des Herrn, der heilige Geist der Heiligung kommt ja auch vom Himmel und verbindet sich dem Menschen, erleuchtet alles Dunkle, überwindet alle Sünde, stärkt in allem Guten, und zwingt die Seele, immer sich hinauf zu sehnen nach dem Himmel, von dem er kam und wo er heimisch sein muß. Er ist wie das Feuer im Irdischen, um einen mir beifallenden kühnen Ausdruck zu gebrauchen, das Element der Umgestaltung und Wiedergeburt im Reiche der Seelen.

Es ist wohl keine Behauptung und kein Geständniß natürlicher als dieses, daß Gott durchaus alles Gute in uns wirke, und selbst das geringste und kleinste. Denn bei allen guten Gedanken, Worten oder Werken fühlt man es ja ganz unzweifelhaft, fast hätt' ich gesagt, ganz begreiflich, daß man bei Gott, in Gottes Nähe, unter seinem Einflusse sei. Wenn man das nicht fühlte, dann könnte wenigstens der, welcher einmal an den Höchsten glaubt, sicher und gewiß sein, und wäre es auch wohl, daß er nichts eigentlich Gutes denke oder thue. Wer kann denn aber so thöricht sein, wo er mit Gott in Verbindung denkt oder wirkt, daß er es sich zumesse? Der Zwerg in Gesellschaft des

Riesen könnte sich doch eher den Sieg über die Feinde zueignen, als wir in Verbindung mit Gott, da wir ja, so oft als wir ohne Gott streiten, vollständig überwunden werden. Weil wir nun ohne Ausnahme bei allem und jedem Guten, das wir für gut halten dürfen, Gott zugleich in uns nahe gefühlt haben, so wäre es ein heilloser Stolz, wenn wir uns selbst etwas davon beilegen wollten. Das Gute kann nur *eine* Quelle haben, wenn auch das Böse tausende hätte, so wie es immer nur eine Wahrheit giebt, wären auch die Irrthümer noch zahlreicher, als sie sind. Eine Quelle des Guten außer Gott annehmen wollen, das scheint offenbarer Irrthum; es kann ja gar nichts gut *bleiben*, was aus Gott heraus oder von ihm abtritt; alles Gute ist ja *in Gott beschlossen* und fängt damit bei uns an, daß wir Gott wieder suchen. Das *Suchen* aber, ehe man gefunden hat, ist noch nichts Gutes, wenn auch ein *Mittel* zum Guten: es ist nur das Tappen eines Wesens, welches in seiner Finsterniß einen Halt finden möchte, um nicht gänzlich zu verderben; ein, eben auch wieder von Gott in die Natur gelegter Trieb, sich zu retten, der mit unserm verkehrten Willen nichts gemein hat, und vor unserm eigenen Gewissen auch gar nicht als *gut*, sondern nur als *heilsam* besteht — der also durchaus nicht in die Rechnung hinein gehört, so wenig als die Gesetze, nach

welchen wir denken und urtheilen, wahrnehmen und behalten u. dgl. Diese Gesetze sind allerdings Werke Gottes und darum vortrefflich, aber sie sind doch weder eigentlich gut (weil sie sich gewiß auch bei den bösesten Engeln finden), noch auch außerordentliche Offenbarungen Gottes. Die Erinnerung z. B. kann uns oft zur rechten Zeit an einen ehedem gelesenen Spruch oder Vers mahnen, und wirkt auf diese und andre Weise oft als ein vortreffliches Mittel zum Guten, ist aber an sich noch nichts Gutes. Eine solche Einrichtung nun, denke ich mir, sei auch diese, daß ein Mensch, der allen Halt verloren hat und keine feste Stütze mehr findet, nach dem lange unbeachteten Ewigen zu suchen anfängt. Sie ist gewiß sehr heilsam, diese Einrichtung; aber sie ist noch so wenig etwas Gutes an uns, das etwa übrig geblieben wäre, als sie etwas Gutes ist, das Gott als außerordentliche Gnade gäbe. Sie ist noch gar nichts Gutes, wenn auch etwas Vortreffliches; sie ist eine Anordung der Weisheit, nicht aber der Heiligkeit des Herrn. Erst wo diese anhebt zu wirken, hebt das eigentlich Gute an, und dieses ist wohl immer daran zu erkennen, daß man Gottes Mitwirkung oder wenigstens seine Nähe dabei empfindet. Dieses alles denke ich mir in mir sehr klar; ich fürchte nur, daß ich es nicht recht deutlich habe niederschreiben können.

Die Propheten und Apostel sind mir bei weitem die höchsten und vollkommensten Menschen, gegen deren Weisheit ich alle berühmten Dichter und Weise aller Zeiten gering achte. Die heilige Schrift ist mir ein Kästchen, das die kostbarsten Juwelen und Perlen einschließt, welche es überhaupt auf Erden giebt, und an die kein anderes Kleinod, was man sonst vorzeigt, nur von weitem reicht. Aber doch bin ich bei den Propheten und Aposteln und bei dem Lesen der geschriebenen Verse in der Bibel nur wie in der Schule. Ich lerne da, verstehe, freue mich — aber es ist noch, als sollte ein besseres, vollkommneres Verständniß nachfolgen, so bald nur das erste da sei. Ich erfahre, wie ich lieben, beten, hoffen, glauben soll; aber ein stetiges Gefühl sagt mir, daß ich erst in der Übung die andere Hälfte des Unterrichts erfahren werde. Und so ist es auch allemal. Indem ich den Heiland selber liebe, verstehe ich es erst recht, was die Lehren darüber mir sagen wollten; indem ich mich in seine Führung übergebe, weiß ich erst vollkommen, was die Schriftstellen vom Vertrauen und Glauben eigentlich einschließen. Ohne Zweifel hat dieser zweifache Unterricht nur eine Quelle, nämlich Gottes heiligen Geist, der zuerst durch andere Menschen, darnach aber selbst, zuerst durch Schriften, darnach aber durch Übung, zuerst durch Erkenntnisse und von außen, dar-

nach aber durch Erfahrungen und von innen lehrt. Dabei fällt es mir nie ein, die Schule der Propheten und Apostel verlassen zu wollen, indem sie doch immer von Gott zum Heil Andrer viel weiter geführt wurden, als ich jemals komme. So etwas halte ich für große Vermessenheit, selbst bei den scheinbar frommsten Menschen, und finde auch im Evangelium, daß die Apostel die Propheten gar nicht gering achteten, wiewohl sie selbst doch sogar größer waren, als sie. In den heiligen Schriften sehe ich vielmehr gern jederzeit nach, ob ich's auch recht mache. Denn da an ihnen kein Zweifel sein kann, wohl aber an mir, so prüfe ich, ob meine Arbeit mit ihrer Unterweisung stimmt. Thut sie's, so bin ich ruhig; thut sie's nicht, so weiß ich schon, auf welcher Seite das Unrecht ist, nämlich immer auf der meinen. Es ist damit wie mit dem Sticken. Auch eine Stickerin, die schon die Nadel zu führen weiß, siehet gern von ihrer Arbeit auf, um sie mit vortrefflichen Mustern, die sie vor sich hat, zu vergleichen und in der Wahl der Farben, der Stärke der Fäden und der Art der Stiche ganz sicher zu sein. Ohne das könnte sie doch einmal irren und ihren Fehler dann erst gewahr werden, wenn schon viel Zeit verloren, ja der Übelstand ohne Auftrennen gar nicht mehr ganz zu bessern ist.

Des berühmten Dräseke Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn haben gewiß sehr viel Empfehlenswerthes, und besonders, glaub' ich, werden auch Solche sie gern lesen, denen der Ton der übrigen Predigtsammlungen zu wenig künstlerisch erscheint. Aber, wenn ich's für mich gestehen darf, so habe ich doch ein Etwas dabei empfunden, das mich störte. Es war ungefähr, als hörte ich ein sehr würdiges und frommes Lied, wie etwa: Befiehl du deine Wege u. s. w. in einer zwar schönen, aber zu lebhaften und arienmäßigen Melodie in der Kirche gesungen. Wie soll ich sagen? Es ist mir in der Darstellung, in den Gedankenformen, in den Eintheilungen, Übergängen ein Funkeln, wie es ein Bach über kieselichtem Grunde macht, nicht das langsam majestätische Fluthen eines Stromes, der nur zu Zeiten blendend in einer Welle gegen den blauen Himmel aufblitzt.

Was ich früher in Romanen von der Liebe las, das kam mir immer, wenn ich's ehrlich sagen soll, lächerlich übertrieben vor. Daß ein junger Mann oder ein Mädchen nichts anders in Gedanken habe, als das Geliebte, von steter Sehnsucht erfüllt, eben in der Sehnsucht den größesten Genuß finde, nach freundlichen oder ernsten Blicken sein inneres Glück

messe; um das bloße Nicht-Sehen und Nicht-Finden wirklich tief betrübt werden könne; sich ganz nach dem vorgespiegelten Bilde des Geliebten verändere — diese und andre ganz gewöhnliche Züge, welche die Dichter gebrauchen, wo sie die Liebe schildern, hielt ich immer für eine von ihnen genommene herkömmliche Freiheit, die mich wenig mehr ergötzte. Ob eine so starke Liebe gegen einen, immer doch unvollkommenen Menschen eben häufig sei, weiß ich nicht: sie muß dann doch jederzeit zum Theil auf Täuschung beruhen. Auch habe ich selbst nie eine solche Liebe gegen einen Mann gefühlt; vielmehr liebte ich den Grafen anfangs weit weniger als jetzt, und auch jetzt ist meine Liebe, wenn schon herzlich, doch ruhig. Daß aber alle jene Züge aus dem Bilde der Liebe keine Übertreibungen, sondern buchstäblich wahr sind, das weiß ich nun bestimmt. Wenigstens da, wo man denjenigen lieb gewinnt, an dem kein Flecken, und darum auch keine liebende Täuschung möglich ist. Genau dieses immer in Gedanken haben, dieses stetige Sehnen, diese Abhängigkeit von des Geliebten Beifall oder Mißfallen, diese Unruhe, wo er nicht von uns gefunden wird, dieses eifrige Bestreben, uns ihm zu verähnlichen — alles das erfährt ein Herz, das sich liebend dem Heilande ergiebt, im vollsten Maße. Es wird mir sonst wohl schwer, meine Gedanken in Worte zu fassen, aber von der Liebe

könnte ich aus meinem Herzen Tagelang schreiben; nur daß ich mich vor der Äußerung derselben wie vor einer Entweihung fürchte. Möglich wär's auch, daß dann auf allen Seiten doch immer nur wieder dasselbe stände, so wie meine Gebete immer im Wesentlichen übereinkommen. Mehr als den Hauptsatz: ich habe dich so lieb, weil du so unaussprechlich liebenswürdig bist, und will in Ewigkeit keines Andern als dein sein und dir dienen, wenn auch als geringe Magd, bis ich deiner werth bin — mehr bete ich nicht, und mehr wüßte ich auch vielleicht nicht zu schreiben. Aber wie in tausend Gebeten, so würde ich auch nicht müde, es in tausend Schriftsätzen zu wiederholen. Denn immer ist es mir doch wieder, als wäre mir der Gedanke noch ganz neu, und als müßte ich mich ruhig in eine stille Ecke setzen, um ihn zum erstenmal recht zu begreifen, oder an's Papier, um ihn recht warm mir aufzuheben. Aber da fallen mir die Worte ein: wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist — und die Freudigkeit, welche dann mein ganzes, ganzes Wesen wie besonnt, die kann ich nicht nennen.

Es ist mir ganz wahrscheinlich, daß der liebe Gott besonders dann seine Engel auf die Erde sendet,

wenn ein Herz, das nach ihm verlangt, brechen soll. Daran, daß es Engel giebt, und daß sie auch zu Zeiten auf die Erde gesandt werden, ist doch nicht zu zweifeln. Die heilige Schrift erzählt ja so viele Geschichten davon, und wenn sie jetzt nicht mehr so häufig sichtbar erscheinen, so begreift sich das gewiß daraus, weil der Heiland selbst jetzt den Frommen jederzeit nahe ist. Im Tode aber, sollte da kein Himmelsbürger den neu aufzunehmenden empfangen und geleiten? Wenn uns um Trost in den wachsenden Schmerzen bange ist, sollte der Vater seinem Kinde da keinen Engel senden, der es stärke? Ich glaube, Christus sei auch hier unser Vorbild, und die Erquickung, welche er erfahren, werde auch uns nicht geweigert, besonders wenn wir im Glauben darum bitten. Diese Erwartung oder Zuversicht macht mir den Gedanken an meinen Tod, der sonst wegen der leiblichen Beängstigung wohl unangenehm sein kann, vollends milde. Denn ich kann es, so weit ich Gottes Vaterherz begreifen zu können hoffe, mir nicht anders denken, als daß meine unvergeßlichen Eltern, mit der Tante und andern Verklärten, bei meiner Geburtsstunde zum ewigen Leben zugegen, und gerade in der höchsten Beängstigung den Augen meines Geistes sichtbar sein werden.

Vor dem Gedanken, daß die vielen tausend Sterne am nächtlichen Himmmel insgesammt ganze Welten sind, schwindelt mir. Ich habe ihn nie so bedacht, als neulich, da ich den ersten Theil von Kählers Weltkunde las. Wie ist doch Gott so groß! Man möchte sagen, nur mit dem Maße seiner Liebe lasse sich seine Größe ausmessen. Welch ein Himmel, der uns dereinst erwartet! Welch eine Menge von verwandten Herzen in den vielen, vielen Wohnungen des Vaterhauses! Und sie alle haben, wie ich letzthin irgendwo ganz recht las, sicher nicht bloß mit uns einen Vater, sondern auch einen Mittler und einen heilgen Geist!

Wer wollte sich da nicht demüthigen und preisend anbeten!

Wer an frohem Sinne so arm ist, daß er mit der Freude geizen muß, und sich ängstlich hütet, irgend ein fremdes Leiden zu sehen, um nicht mit zu leiden — der ist wahrhaft zu beklagen. Aber die Liebe ist an Frohsinn unermeßlich reich, und darum achtet sie es gering oder gar nicht, Mitleiden zu empfinden, so wenig es die Quelle achtet, ihre Wellen in die durstigen Thäler hinunter rollen zu lassen; denn sie hat ja immer Vorrath. Ja, die rechte Liebe sucht den

Schmerz Anderer auf und weinet mit den Weinenden gern; denn es fühlt sich dabei doch immer im Herzen, daß sie als Liebe selig bleibt und ihren Schatz nicht verlieren kann. Und den Leidenden ist es so tröstlich, wenn gerade sein einsamer Schmerz die göttliche Liebe zu erwecken scheint; menschliche Liebe ist da Vorbild der Liebe des Herrn. Und wenn der Christ einen Gebeugten besucht und mit ihm geweint hat, da kommt auch — ich weiß es — bald Christus zu den bekümmerten Herzen und wischt beiden die Thränen ab.

Giebt es einen schöneren Zug in des Unvergleichlichen Bilde, als daß auch er mit den Weinenden weinte? Über eigene Schmerzen kann ein Mann voll Kraft wohl selten weinen; wenn er aber für fremde fühlen kann, wenn da sein ewig helles Auge trübe wird und die verstohlene Thräne zu halten sucht, da erscheint er am würdigsten. O Heiland, du hast nie über dich, nie über deine alternde, bald verwaisete Mutter geweint; aber als Maria und Martha weinten, als das unglückliche Jerusalem in seinem Glanze, einen Tag vor seinem Fluche, vor dir lag: da bewiesest du, wie die himmlische Liebe in einer menschlichen Brust sei, und selbst das Gefühl der Auferweckungskraft, ja den heiligen Ernst des Richters übertreffe.

Gott=los, von Gott los und geschieden sein, ein Zweig, der vom Stamme getrennt worden und nun die alte Gestalt, das scheinbare Leben, aber keinen Trieb zum Wachsthum, kein Gedeihen mehr hat — das ist ein schrecklich richtiges Wort für die Sünder. Ja, wir sind da von ihm, wie von dem Baume unsers Lebens, gelöset; wir fühlen es, daß wir keinen Zusammenhang mehr mit ihm haben; wir wissen selbst nichts weiter mehr von uns zu sagen, als daß wir von ihm geschaffen sind: nicht, daß wir von ihm noch immer Saft und Leben ziehen. Dagegen, wenn man anfängt, das Unglück recht tief zu fühlen, dann werden es der Seele Himmelsworte, daß Christus uns wieder mit Gott verbinden will. Wer reichte da nicht gern sein Herz ihm hin und bäte; siehe, Herr, hier und hier sind die Wunden von seinem Losreißen und bluten noch; verbinde sie und heile das Herz. Ja, wir wollen ihn machen lassen; seine Hand ist sanft; er weiß auch dem schon matten, mit dem letzten Flämmlein des Lebens verglimmenden noch zu helfen. Ihm ist das Kleinste nicht klein, und das Verirrteste nicht verloren. Es braucht bloß, daß er das Herz habe, so ist um die Genesung gar keine Sorge.

Es ist nicht erlaubt, daß schwache Menschen, wie wir, ein so ernstes Hauptwort unsers himmlischen Glaubens, wie Gnade und gnädig, von sich sagen lassen. Die größeste Barmherzigkeit, die nur irgend vor dem Auge Gottes Statt finden kann, ist sein Gebot, und wir haben dabei keinen freien Willen: sie ist des größesten Königes, wie unser Aller, Pflicht, und es ist gefährlich, wenn er das Gnade nennen läßt. Nein, Gnade kann niemand üben, als der Herr, so wie darum auch niemanden Demuth von unsrer Seite gebühret, als ihm allein. Von Menschen etwas als Gnade empfangen zu sollen, ohne daß sie es fühlten, wie Gott es ihnen gebiete und zur Schuldigkeit mache, das würde mich tief beschämen. Denn ich denke, daß so etwas von sündiger Hand gegeben, und darum auch von sündiger Hand empfangen wird. Aber von Gott ist Alles, Alles Gnade, und ich empfinde gar keine Beschämung, vielmehr eine innige Freude dabei, wenn ich es ihm oder gelegentlich andern Menschen bekennen kann, daß er sich meiner so ohne alles Verdienst erbarmt, daß er mich mit Gnade überschüttet, und daß ich auf seine reine Gnade ganz allein meine Hoffnung und meinen Muth gründe.

Die Vorsehung des himmlischen Vaters hat uns selbst in der Anordnung der Natur einige, vielleicht viele, Sinnbilder gegeben, die von allen Menschen ohne Unterschied der Sprache und der Bildung verstanden werden können. So sind die vier Jahrszeiten oder auch die vier Tagszeiten so unläugbar das Sinnbild des menschlichen Lebens und seiner Abschnitte, daß vielleicht nie ein Schriftsteller oder Dichter gelebt haben mag, der nicht etwas davon als Vergleichung gebraucht hätte. Da wegen des Unterschiedes der Bildung wörtliche Lehren sehr schwer für Alle zu fassen sein mögen, so ist diese göttliche Fürsorge für die Unterweisung unsers Geistes wahrhaft preiswürdig. Denn wie viele Glaubenssätze und Gebote lassen sich doch aus diesen großen Sinnbildern des Schöpfers ganz verständlich in alle Sprachen übersetzen und allen Menschen mittheilen? Und wie wird die Natur, die unsre Sinne umgiebt, dadurch zu einer so großen Schule für alle Welt. Ich bedaure, daß ich nicht Sprachgewandtheit genug habe, um Andern das mitzutheilen, was mir täglich bei meinen Gängen im Freien beifällt. Wer darauf geübt, und der Sprache Meister ist, der muß dadurch den blödesten Verstand unterweisen können. Der Heiland verstand das am besten; das lernt man aus vielen seiner schönen Gleichnisse. Möchten doch viele fromme Männer ihm nachzufolgen suchen!

Manches Schöne fand ich in Hippels Handzeichnungen nach der Natur; nur daß hier das Kleine mehr beachtet scheinen könnte, als das Große.

Simon, Jona Sohn, hast du mich auch lieb? O, ich kann nicht sagen, was ich von diesen köstlichen Worten des Herrn schon für Segen gehabt habe. Es giebt keinen Vorfall, wo sie mir nicht zuweilen einfielen. Wenn mir ein Armer begegnet und seinen Hut hinhält, so ist mir's, als sähe ich den Heiland halb sichtbar daneben stehen und fragen: Maria, hast du mich auch lieb? Ja, Herr, antwortet dann mein bewegtes Herz, und ich gebe gern alles, was ich vermag. Wenn ich fröhlich bin, so ist mir's wieder, als sähe ich ihn nicht gar fern mit seiner Frage, und es hüpft mir das Blut schneller über der frohen Antwort: Ja, Herr, von Herzen. Wenn ich etwa Kopfweh habe und allein bin, so ist er wieder meinem Geiste mit seiner Frage nahe: Maria hast du mich auch lieb? und ich antworte gelassen: Ja Göttlicher, und ich will geduldig sein, wie du. Nichts aber ist mir beweglicher und schmerzlicher, als wenn ich mich einmal vergessen habe, und im Begriff bin, einem verkehrten Gedanken zu folgen, und mir dann sein Bild vortritt, so göttlich erhaben und doch meiner Seele we-

gen in einem Gewölke liebender Wehmuth. Dann beben alle meine Nerven, wie ich innerlich die Worte ausspreche: Maria, willst du auch weggehen? hast du mich auch lieb? Dann muß ich weinen und kann's nicht lassen; denn es rührt mich zu tief, daß er so treu in jeder Versuchung mich wie seinen Petrus anblickt, da er doch meiner sonst gar nicht bedarf.

So nützlich auch für uns Frauen die Bildung in andern, als den weiblichen, Künsten sein mag, so glaube ich doch nicht, daß wir je uns anmaßen dürfen, Virtuosinnen werden zu wollen. Noch fast nie habe ich unter den als solchen berühmten Frauen das unversehrt gefunden, was man Weiblichkeit nennt; obwohl den Künstlern die Bescheidenheit noch weit schöner kleidet, als Gelehrten, Staatsmännern und Helden. Immer sind mir die Männer, welche eine Kunst übten, weit anspruchloser erschienen, als die Frauen, und doch kann es, glaub' ich, nie zweifelhaft sein, daß sie die eigentliche Meisterschaft weit sicherer erreichen; denn sie sind stärker am Geist, klarer im Erkennen der verborgenen Regel, und ausdauernder in dem Erwerb äußerer Fertigkeiten. Ausnahmen, wie die Angelika Kaufmann als Malerin

gewesen sein soll, und die Frau von Wollzogen *) als Schriftstellerin sein muß, sind dagegen doppelt anzuerkennen.

Ich nehme zu meinen Gemälden nicht einmal gern ein großes Format, weil mir das schon wie die Anzeige von etwas Vorzüglichem vorkommt, das meiner furchtsamen Hand doch ganz unmöglich ist. Und einer Dilettantin machen ihre kleinen Leistungen nur dann reine Freude, wenn sie ihre Fertigkeit ganz in den Dienst des Herzens stellt, nichts unternimmt, als wozu dieses treibt, und alle Gränzen sich so enge als möglich zieht, ohne je darüber hinaus zu verlangen.

Eine der zahllosen Gaben, die der Heiland den Seinen spendet, ist die Freude an dem Kleinen, die er ihnen möglich macht. Ganz eigentlich lernt man sie von Christus, der sich in seinem großen Herzen ja auch über das Geringste, über die Feldlilien, wie über Sperlinge und Kinder zu freuen wußte. Das ist Kindessinn, denn die Kinder haben ihn

*) Verfasserin des Romans Agnes von Lilien, der gebildeten Frauenzimmern sehr empfohlen werden darf.

ja noch jetzt; es ist aber auch zugleich Gottes Sinn, denn sind wir vor Ihm nicht Alle klein, und hat er nicht das Allergeringste, wie Schmetterlinge, Fliegen und Blumen, mit eigentlicher Freude am Kleinen geschmückt und bereitet? Bloß unser armer, verblendeter Stolz schämt sich des gottähnlichen Kindessinnes, und vermisset sich, ein Werk, das der Höchste seiner Sorgfalt würdigte, neben sich zu verachten. Aber der Herr zieht uns zur Einfalt zurück und giebt uns tausendfache, vergessene Freuden wieder, indem er unsre Anmaßung durch sein wunderliebliches hohes Vorbild beschämt.

Ich weiß nicht, ob ich folgenden Gedanken für richtig halten darf, oder ob es mir gelingt, ihn wie mit allen Wurzeln aus dem Grunde herauszuheben und deutlich in meinen Worten darzustellen. Daß nichts häßlicher sei, als die Sünde, ist ganz offenbar. Nun, glaube ich aber, macht ein Mensch, der vom Herrn gerufen ist und ihm entgegen gehet, sich über seinem Fortwandeln immer mehreres zur Sünde, was er zuvor nicht für Sünde hielt, und was für ihn auch wohl wirklich keine Sünde war. Wer der Meinung wäre, daß die Religion Gottes irgend etwas erlaubt mache, was ohne dieselbe der Natur verboten ist,

der würde, glaub' ich, sehr stark irren. Vielmehr macht sie vieles zu einer wirklichen Sünde, was vorher wirklich erlaubt sein konnte. Denn über der wachsenden Heiligung schärft sich das Gewissen; ich meine, das heiße nichts anders, als: wie man manchen Sünden unzugänglich wird, offenbart der Herr sein Gesetz immer weiter und vollständiger durch seinen Geist in unserm Herzen. Es kommen immer mehr Verordnungen desselben, nicht neu auf, sondern zum Vorschein. So wie frühere Verordnungen aufhören, dem Gehorsam fühlbar zu sein, weil es dem verbesserten Herzen schon ganz natürlich geworden, ihnen zu folgen (indem sie von außen schon nach innen gedrungen und Eigenthum des Wesens geworden sind): so giebt der Herr andere neue, die den Gehorsam noch üben können, und so immer weiter, bis am Ende das ganze göttliche Gesetz in seinen feinsten Bestimmungen dem Wesen eigen und natürlich geworden.

Daher scheint es mir zu kommen, daß der Jünger des Herrn sich etwas zur Sünde macht, was ihm bisher keine Sünde war; gleich wie ein Land die Macht hat, etwas zu verbieten, das vorher nicht verboten war. Man denkt zuerst, wenn er wirklich die Sünde über Alles hasse, so könne er so unmöglich handeln;

denn er schaffe ja damit neue Sünden, und führe sich selbst in neue Versuchungen. Aber er ist es eigentlich nicht, der etwas vorher Erlaubtes zur Sünde macht, sondern vielmehr der Geist des Herrn, der ihn treibt.

Zugleich sind mir diese niedergeschriebenen Gedanken dadurch merkwürdig, daß sie, wenn sie ganz richtig sein sollten, es andeuten, wie jede Ordnung von Wesen, oder jede Stufe zur Heiligung ihre besondere Abtheilung des ganzen Gesetzes zunächst angewiesen bekommen habe.

Wir leben (dem Herzen nach) vom Leben Jesu. — Aber, o Herr, du bist zu wenig gekannt, zu wenig beachtet, zu wenig wahrhaft geliebt selbst von denen, die sich dein, und dich ihre nennen.

Es giebt ein Gebet ohne Bitten, und dieses Gebet kann am längsten anhalten, ja, wer strebt nicht darnach, daß es gar nicht unterbrochen werde? Wenn Glaube an einen Menschen (wie an einen Gatten) und Liebe zu ihm, verbunden in einer Seele sind, so kehrt sie immer mit ihren Gedanken zu ihm zurück, oder vielmehr, man lebt immer wie in seiner

Gegenwart. So ist es auch mit dem Glauben und der Liebe gegen Christus oder (denn das ist einerlei) gegen Gott. Wie eine Blume immer duftet, so hat eine solche Seele immer Gedanken des Zutrauens und der Liebe, ohne dazu eine eigene äußere Gestalt (in Worten) anzunehmen. Und das läßt sich wohl mit einem stetigen Gebet vergleichen; denn ich wüßte nicht, was in dem Gebete anders offenbar werden könnte.

Auf das Begreifen mit dem Verstand leiste ich, meiner schwachen Einsichten wegen, in der Religion gern Verzicht. Aber ich habe gern, daß Alles für das Herz begreiflich sei. Es giebt doch gewiß auch für dieses etwas Begreifliches und etwas Unbegreifliches, so gut wie für die Einsicht. Wenn nun etwas dem Herzen begreiflich ist, sollte es denn so nöthig sein, daß es auch für den Verstand so sei? Daß man Christum wirklich unaussprechlich lieb haben könne, und daß diese Liebe gar keine irdische, menschliche, sondern eine durchaus reine, heilige Liebe, eine Liebe zu Gott sei, das kann das Herz, wenn man nur will, so innig fassen: Christus kann seiner Liebe so ganz und gewiß Gott werden; es kann dabei seine eigene ursprüngliche Unwürdigkeit so hell erkennen und dage-

gen Gottes Barmherzigkeit und Vaterliebe so zuversichtlich inne werden. Was ist es denn eben noth, daß der Verstand das alles auch begreife? Es ist vielleicht gar nicht für ihn, oder er ist gar nicht für diese Überzeugungen bestimmt. Wenn er so manche Wahrheiten für sich hat, wo das Herz keinen Antheil bekommt, warum soll denn das Herz keine für sich haben? Ist denn die Wahrheit allein für den Verstand, oder ist allein der Verstand für die Wahrheit da?

Ich habe nichts gegen Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten im göttlichen Wesen. Denn wo die Religion das menschliche Wesen berührt, da giebt es ja auch Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten. Es wäre doch wunderbar, wenn die himmlischen Dinge alle so verständlich und begreiflich wären, da es nicht einmal diejenigen irdischen Dinge sind, welche nicht außer uns, sondern in uns bestehen.

Ich höre weit mehr von Tugend als von Frömmigkeit reden, und glaube fast, daß man einen Unterschied zwischen beiden macht, obwohl Gott immer Frömmigkeit fodert, und nicht Tugend. Unter

Tugend scheint man sich etwas Äußerliches und Außerordentliches zu denken. Frömmigkeit ist aber weder das eine noch das andere; sondern der ist fromm, der sich Schritt für Schritt, Stunde für Stunde von Gott führen lässet, sich ganz seiner Vorsehung übergiebt, keine andere Leitung sucht, als liebende Folgsamkeit, und im äußerlichen Leben das thut, was Lage und Verhältnisse seinem untadeligen Hauptwunsche möglich machen.

Das von Gott abgewendete Gemüth gleicht einem Menschen, der in einer Wüste den Rücken einer Quelle zugewendet hat und vor Durst stirbt. Er braucht sich nur umzukehren, so ist ihm geholfen. Er sieht aber die Quelle nicht und denkt nicht daran, und doch ist sie ihm so nahe. So brauchen wir uns auch nur von außen nach innen zu kehren, so haben wir Wasser für unsern Durst.

Die meiste Schwierigkeit, wenn wir unserer Überzeugung gemäß leben wollen, macht das sich gegen die Umgangswelt kehrende Äußere. Für sich selbst wünscht man eine höchst einfache Kleidung, die anspruchloseste Umgangsweise, die glanzlosesten Geräth-

schaften — und dagegen wünschen Andere oft gerade das Gegentheil. Soll man nun sich selber oder Andern nachgeben? Das möchte schwer zu entscheiden sein.

Das Urtheil unsers Freundes W. M. *) scheint hier wirklich die beste Auskunft zu versprechen. Er hält den Schönheitssinn für etwas, das uns Gott ähnlich mache und auch bei Christus ausgebildet gewesen sei, und zugleich hält er den einfachen Geschmack für den richtigsten. Wenn das, wie ich glaube, wahr ist, so hat man in Kleidung, Geräthen und Umgebungen allerdings das Schöne, aber das Einfach-Schöne zu suchen, und indem die Sache damit ein innerliches Gebot, eine Verpflichtung wird, hört alle Ungewißheit und alle Bedenklichkeit glücklich auf.

Wenn ich sticke, so suche ich eine scharfe Nadel, um die Seide hineinzufädeln und nach und nach in die entworfenen Figuren zu gestalten. Sind diese fertig, so ist dann weder die Nadel sichtbar, noch eine der

*) Des Vaters von dem ihrer Pflege übergebenen Kinde.

vielen Wunden, welche sie dem Stoffe gab. So scheint mir's, daß ich den Vergleich nehme, auch mit dem Schmerze, dessen sich Gott bedient, um uns zu verwunden, und durch die Wunden ein schöneres Bild einzuweben. Ist dieses fertig, so verschwindet der Schmerz mit allen Wunden, und das schöne Bild allein ist sichtbar. –

Die Erde als ein Krankenhaus zu betrachten, das will mir darum nicht gefallen, weil die Krankenhäuser gewöhnlich eine dumpfe Enge und etwas Unbequemes haben, da doch die Erde als ein Werk des guten Gottes so erkennbar und reichlich schön ist. Aber mich selber sehe ich gern an, als ob ich krank gewesen wäre und nun genese. Wenigstens habe ich häufig ganz das nämliche Gefühl, wie man da hat, das der Freude neben dem der noch fortdauernden, aber, wie man hofft, sich immer mehr verlierenden Schwäche. Das innige Wohlgefallen, mit welchem man da die ersten Male in der Frühlingssonne hinaus in den Garten geht, das schauert mir bei solchen Vorstellungen oft lieblich über das Herz.

Immer bitten, immer suchen, immer anklo-

pfen, das hat der Herr, glaube ich, gewiß nicht von uns gewollt. Wenn man gebeten, gesucht, angeklopft hat, und es wird uns aufgethan, dann müssen wir doch auch hineintreten. Und eine solche Zeit muß für Alle kommen, weil der Herr es ja ausdrücklich verheißt, daß uns aufgethan werde. Sind wir aber drinnen, ich meine, sind wir da, wo wir gern sein wollten, nämlich als wieder ausgesöhnte Kinder bei Gott dem Vater, so können wir auch wohl ruhig sein. Von den seligen Engeln glaube ich nicht, daß sie noch suchen und anklopfen, sondern vielmehr, daß sie lange gefunden haben; wie könnten sie sonst bei Gott oder selig sein?

Bitten, daß all' unser eigenes Wollen und Wünschen aufhöre, und unser Herz sich ganz Gottes Fügungen und Führungen überlassen möge, ist gewiß schöner, als jede Bitte, die noch eigene Wünsche ihm vorträgt. Jenes ist die eigentliche höchste Bitte, die alles wahrhaft Gute auf einmal umfaßt, und es ist uns ja nicht verboten, sondern vielmehr angerathen, das Höchste zu bitten. Denn gerade diese höchste Bitte gewährt Gott sicher am liebsten, weil es so sichtbar ist, daß sie seiner am würdigsten und uns am heilsamsten sei.

Ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, was ich bitten soll. In allen äußeren Dingen ist es mir am liebsten, wenn Gott alles selber einrichtet, weil es dann gewiß am besten eingerichtet wird. Und da es mir wirklich am liebsten ist, so muß ich doch auch durch mein Benehmen es eingestehen und beweisen, und mithin habe ich keine Lust, in irgend einem solchen Stücke eine eigentliche Bitte zu thun. Dieses und jenes für besser halten nach meinen Einsichten, das thue ich wohl; aber ich kann doch nicht für gewiß annehmen, daß es besser sei, und so kann ich auch keine bestimmte Bitte wagen. Darum bitte ich blos über solche Dinge, von denen ich ganz völlig gewiß sein darf, daß sie gut sind, z. B. daß Gott mich immer bei sich halten, meiner immer wahrnehmen, meine verborgenen Fehler mir zeigen, mir zu Liebesbeweisen Gelegenheit geben wolle, überhaupt solche Bitten, wie sie der Herr uns gelehrt hat.

Niemand hat ein feineres Gefühl, ob er geliebt wird, als wer selber innig liebt. Eine Seele, die gegen Gott eine Liebende ist, die weiß auch in unzähligen Abstufungen ganz genau, in welchem Maße sie eine Geliebte sei.

Es ist wunderbar, wie die Liebe so kühn macht; im Äußerlichen sollte man das gar nicht wahrnehmen. Man hat wohl Geschichten, ich weiß nicht, ob wahre oder erdichtete, daß Jungfrauen von sogenannt niedrigen Ständen aus Liebe zu einem König oder dergleichen sich zu ihm gedrängt und ihn so lange treu begleitet haben, bis er endlich eine Gegenliebe faßte. Aber mit dem Herzen, das Gott liebt, ist es noch ganz etwas anderes, der Abstand ist doch weit größer. Und dazu kommt, daß Gott ein Geist ist, und selbst die kühnsten Männer, nicht minder als Frauen, vor dem bloßen Gedanken an die Nähe eines Geistes in ihrer Natur aufschauern. Aber das Herz, das Gott lieb hat, wird so kühn, das alles zu vergessen, sich zu dem Allerhöchsten liebend hinzudrängen, die Nähe des höchsten Geistes zuversichtlich zu glauben, und doch alles wieder zu vergessen, um nur seiner Liebe zu folgen. Das ist doch gewiß Kühnheit, aber nicht des Stolzes, sondern der Liebe.

Wie man doch so wenig nach der Zufriedenheit begierig seyn kann, daß man sie gar nicht auf dem Wege suchen will, auf welchem Tausende sie gefunden zu haben behaupten. Sind wir denn so wenig glaubwürdig, daß man unsern Versicherungen gar nicht

trauen will? Wenn es mir auch gegen viele Andere an Klugheit und Scharfsinn fehlt, so könnte man doch, wie mir scheint, wenigstens dieses mir zutrauen, daß ich weiß, was Zufriedenheit sei. Denn Zufriedenheit ist ja eine Sache des Herzens, deren Begreifen nicht so viel Nachdenken verlangt. Und daß ich wissentlich eine Unwahrheit sagen sollte, das wird man doch von mir nicht voraussetzen.

Das vollkommenste Buch nächst der heiligen Schrift scheint mir fast das bekannte von Thomas a Kempis zu sein. Wenn die Bibel der Ruf Gottes an uns ist, so möchte ich sagen, dieses Buch sei die Antwort darauf. Es wundert mich, daß man den Verfasser nicht heilig gesprochen hat; er war doch, mein' ich, dem Bekenntniß nach Katholik, wenn auch vor Gottes Augen nichts anders als Jünger, wie Johannes und Petrus auch.

Die Hölle kann ich mir gar nicht recht denken, und alle Beschreibungen, die ich von ihr kenne, machen mir eine wahre Pein. Indeß bin ich weit entfernt, sie läugnen zu wollen. Es wandelt mich nur bei der bloßen Nennung ihres Namens ein solches

Grauen an, als wenn man auf einem arglosen Spaziergange umblickt, und plötzlich in stahlblaue, den ganzen Hintergrund schwer verschattende Gewitter hineinsieht, die augenblicklich mit Verderben losbrechen können. Wer wird da lange fragen, spähen und weilen? Ließe es doch Jedermann mit dem Grauen davor bewenden, und betete in stiller Kammer um das Allmächtigen Obhut über uns und unsre Geschwister.

In Ungewißheiten die heilige Schrift aufzuschlagen, und nachzusehen, welch einen Vers man zuerst finde, das mag man, wenn man will, belächeln, aber eine Gefahr sehe ich eben nicht dabei. Die Bibel ist so durchaus trefflich, daß man kaum auf einen Spruch gerathen könnte, der nicht sogleich einen frommen Sinn in uns erregte, und das ist es eben, was in Verlegenheiten für uns das Wichtigste ist. Übrigens kann ich es auch nicht geradehin für unwahrscheinlich halten, daß der Herr unsern Blick eben auf den Vers lenke, der auf den beiden aufgeschlagenen Seiten für uns gerade am besten passet — und wie viel Weisheit, Rath und Trost ist nicht auf zwei ganzen Seiten der Bibel enthalten?

Als Paulus noch unverständig an der Weisheit Gottes war, da handelte er ganz in eigenem Willen, und man muß gestehen, mit einem außerordentlichen Eifer. Er mochte sich wohl als Israelit für fromm halten; aber weil er dem eigenen Willen nachfolgte, war er es doch in der That nicht. Rührend aber ist es, daß seine ersten Worte nach der himmlischen Erscheinung des Heilandes gerade die sind: Herr, was willst Du, daß ich thun soll? Da war also auf einmal aller Eigenwille fort, da stand der Eiferer mit eins als folgsamer, bis in den Tod gehorsamer Bote da. Und mit dieser einen Umwandlung war der ganze Mensch Paulus ein anderer. Sein Eifer, seine Thätigkeit waren späterhin wahrlich nicht kleiner, zum Beweise, daß der Gehorsam gegen den Heiland die Kraft und das Feuer des Willens nicht schwäche; aber der Herr war ein anderer, denn der Mensch war in ihm vom Throne gestoßen, und der Thron wurde ein Altar, auf dem er Glauben, Liebe und Hoffnung dem Herrn im Himmel opferte.

Als dem Priester Zacharias von dem Erzengel die Geburt eines Sohnes verkündigt wurde, verlangte er ein Zeichen, um glauben zu können, und doch war die angekündigte Sache nichts Unerhörtes, vielmehr

hatte er selbst darum gebetet, und die Erscheinung Gabriels konnte ihm wohl schon statt eines bekräftigenden Beweises gelten. Ganz anders benahm sich Maria, da der Engel zu ihr kam. Sie hatte nicht gebetet; sie vernahm etwas ganz Unerhörtes, davor ihr menschlicher Verstand stille stehen mußte, und doch sprach sie, ohne weiter zu zweifeln: ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Auch Zacharias war fromm; aber wie viel stärker im Glauben, als der Priester im Heiligthume, wo das Andenken an Gottes Wunder ihm so nahe war, erscheint die Jungfrau in ihrer stillen Wohnung?

Als Vorbild der weiblichen Frömmigkeit in solchen Stücken, wo sie von der männlichen unterschieden sein muß und darum in dem Heilande kein Vorbild finden kann, ist mir diese heilige, von Gott begnadigte Jungfrau höchst verehrungswürdig, ja unbedenklich die erste unter allen Frauen, die je gelebt haben. Welch ein Heldenmuth gehörte zu ihrem Schweigen gegen Joseph, zu ihrer mühsamen Wanderung nach Bethlehem und Ägypten, besonders zu ihrem stummen Dulden unter des Heilandes Kreuze, der zugleich ihr Sohn war! Welch eine stille Zufriedenheit mit ihrer Armuth mußte es sein, die den Sohn nie um Antritt weltlichen Regimentes, nie um Ehrenstellen, nie um Wunder zu ihrem eigenen Vortheil bat! Wie

sehr ehrte sie ihren Beruf als Hausfrau, daß sie still im ärmlichen Nazareth ihre Pflichten erfüllte, ohne mit ihrem Sohne umherzuziehen. Joseph mußte doch schon gestorben sein; sonst hätte der Herr sie nicht dem Johannes zuweisen können: und gleichwohl finde ich sie nur bei Christo, außer der Hochzeit zu Cana, auf den hohen Festen, wo sie ihres Glaubens wegen erscheinen mußte. Wie demüthig zog sie sich zurück, da sie es doch schon vor der heiligen Weihnacht so lobpreisend empfand, wie hochbegnadigt sie war! — Gewiß ein bewundernswürdig hohes und reines Gemüth, werth, unser Aller Heiland als Mutter zu pflegen, und darum gewiß werth, uns Frauen insgesammt als Vorbild stiller weiblicher Tugend vorzuleuchten.

Nein, wer nicht Vater oder Mutter verlassen könnte um deinetwillen, der ist deiner, o Heiland, nicht werth. Denn hast du nicht deinen himmlischen Vater um unsertwillen verlassen, und bist zu uns auf die Erde gekommen, damit du uns den Weg zum Vaterhause zeigtest und durch deine Schmerzen uns selig machtest?

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele? — Ach, in diesem herrlichen Ausspruche, wie ihn nur das reinste Herz thun konnte, das um den Besitz der ganzen Welt keinen Flecken auf seinem reinen Spiegel haben möchte, darin scheint mir das ganze Geheimniß des göttlichschönen, wunderherrlichen Gemüths versiegelt oder aufgedeckt zu liegen (was soll ich lieber sagen?), das des Vaters eingeborenem Sohne gebührte. Gegen diesen Ausspruch gilt mir alles, was jemals Weise, Dichter, Apostel und Propheten Kraftvolles, Rührendes und Schönes gesagt haben können, als gering. Wenn man ihn bedenkt, so ist es, als ob man in lauter Sonnenglanz hineinsähe.

Wenn mir irgend Männer bis in den tiefsten Grund ihrer männlichen Natur verdorben geschienen, so sind es Werther und der Baron Eduard in den Wahlverwandtschaften. In ihre Haltlosigkeit, welche sie zuerst am Herzen, dann durch die furchtbare Sünde des Selbstmordes auch am Leben verderbt, sieht man schwindelnd wie in einen Abgrund hinunter. Ihr Mißverständniß des heiligsten Gefühls, der Liebe, ist so entsetzlich, daß es gewiß nur in einem ganz gottverlassenen Herzen möglich ist. Man athmet wirklich

freier, wenn man von der lebendigen Darstellung sich abwendet und sich erinnert, daß beides nur erdichtete Personen sind. Übrigens mag es sehr gut sein, daß ein gewandter und bei so Vielen beliebter Dichter zwei so abschreckende Menschen recht anschaulich geschildert hat. Wenn irgend eine Mutter nöthig fände, ihren ins Leben tretenden Sohn vor den Gefahren der innern Verderbniß zu warnen, so könnte sie ihm nur diese zwei Beispiele vorstellen und sprechen: siehe da, was aus dem Manne werde, wenn er Glauben, Muth und Unschuld verliert.

Das Christenthum in uns ist zu Anfang Blüthe in einer rauhen Zeit; darnach herbe Frucht in einer warmen Zeit — endlich wird es reife Frucht.

Ehe die Frucht selbst reif ist, wird auch der Saame in ihr nicht reif, der dazu dient, um dieselbe Pflanze auch an andern Orten hervorzubringen. Unter dem Saamen verstehe ich nämlich die Erkenntniß oder die Lehre, und meine dieses, daß erst die Unterweisung eines vollendeten Christen im Stande sei, den christlichen Sinn auch in andre Herzen zu pflanzen. Menschenlehren erscheinen mir wie unreifer Saamen, der dem reifen zwar sehr ähnlich sein kann, aber doch, ohne zu keimen, verweset. Der reife Saamen ist in

der heiligen Schrift, und da man das nicht verkennen kann, so braucht man nicht lange verlegen zu suchen.

Wir müssen gar nicht auf das sehen, was wir haben, sondern allein auf das, was wir sind. Nicht allein Güter, sondern auch Kenntnisse, Fertigkeiten und Angewöhnungen, wodurch die Sicherheit unsers Wandels erleichtert wird, haben wir blos. Bei dem größten Reichthum solcher Habe können wir aber doch immer unwürdige Besitzer großer Güter, kranke Beherrscher eines weiten Reiches sein.

Es giebt eine edle Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit, wie es eine unedle giebt. Wer immer mehr zu haben verlangt, der hat wahrscheinlich die unedle; wer aber immer mehr im Wesen zu sein verlangt, der hat den rechten Sinn vor Gott. Denn mit dem, was wir sind, dürfen wir wirklich nicht einmal zufrieden sein, sondern müssen lieber allen Besitz fortgeben, um einen höhern Werth dafür einzutauschen. Das war der Sinn des Kaufmanns im Gleichnisse, der alles verkaufte, was er hatte, um die eine Perle zu kaufen.

Der fromme Arndt fodert es von einem jeden wahren Christen, daß er sich für schlechter als alle andern halten müsse; aber ich weiß nicht recht, ob das mit der Wahrheit bestehen könne, und wenn es das nicht kann, ob es dann etwas Gutes und Löbliches sei? Darum möchte ich lieber, er hätte verlangt, daß ein Christ sich gar nicht mit Menschen in Vergleichung stellen solle, weil es höchst unzuverlässig und gefährlich ist, und an der Vergleichung unsers Wesens mit dem Willen Gottes oder dem Vorbilde des Heilandes hindert. Darum sollen wir auch alles verschweigen, was uns oder Andere zu einer solchen Vergleichung verleiten kann, sowohl unsre Schwächen, als unsre innern Seligkeiten. Denn jene können Andere eben so leicht zu einer falschen Selbstentschuldigung verführen, als diese sie muthlos machen. Wenn Gott haben will, daß wir reden, dann wird er uns gewiß schon selbst das Herz und den Mund öffnen. Denn was zwischen Ihm und uns allein bekannt ist, das sind Geheimnisse, über welche ich nicht uns, sondern allein ihn für den Herrn halte. Nicht blos unsre Gedanken und Handlungen, sondern auch unsre Worte müssen wir willig von ihm leiten lassen.

Man kann unmöglich zu dem rechten Liebesbunde mit dem Herrn kommen, wenn man ihm nicht zuvor als Herrn den Weg bereitet, nämlich den Weg in das eigene Herz. Dieses Bereiten des Weges aber ist wohl nichts anders, als die Demüthigung wegen unsrer eigenen Sünden. Denn derselbe Prediger, der in das wüste Herz rief: bereitet dem Herrn den Weg, der rief nach den Evangelien: thut Buße und bekehret euch, und wie es scheint, hat er bei allen seinen Predigten oder Reden keinen andern Text gehabt, als diesen einen.

Welch ein Unterschied war zwischen dem, wozu der Heiland als Mensch für sich selber, und dem, wozu er für die Welt geboren wurde! Dort nichts als Niedrigkeit, Armuth, Mühsal, Leiden — hier nichts als das Sonnenlicht göttlicher Majestät! Hat man wohl ein Gleichniß für die Verbindung des Höchsten und Geringsten in diesem einigen Punkte? Wie können da noch Menschenklagen Grund zu haben scheinen, wenn irgend Jemand für sich um ein weniges geringer von Gottes Schicksal bedacht zu sein glaubt, als er es für Andere ist?

Es sind uns einige kleine Schriften zugestellt worden, in welchen die Wiederkunft des Herrn als gegenwärtig ganz nahe geschildert wird. Gewiß sind sie in guter Meinung und auch mit Glauben geschrieben, und doch scheint mir, als wenn das Evangelium gerade diesen Glauben nicht empfehle. Daß der Herr einst wiederkommen werde, ist nicht zu bezweifeln, und der welcher nie eine Unwahrheit sagte, wird auch diese Verheißung rechtfertigen zu seiner Zeit. Aber wann er kommen werde, das hat er doch ausdrücklich wie hinter Schleiern gelassen, damit alle Zeiten wach bleiben: und ist es so ganz ohne Bedenklichkeit, daß man diese Schleier zu beseitigen sucht? Lasset uns doch viel lieber denken: wenn er auch nicht zu uns käme, so lange wir hier sind, so wollen wir doch fleißig sein, daß wir zu ihm kommen. Wo wir ihn finden, das kann dem Herzen, welches ihn liebt, gleich gelten; denn sei es hier oder dort, sobald wir bei ihm sind, sind wir auch ganz gewiß im Himmel. Denn Himmel ist schon, wo die sehnende Liebe zu ihm ist; wie vielmehr da, wo die findende und in ewigem Besitz ruhende!

Wir reden vielleicht zu voreilig von innern oder äußern Kämpfen, da selbst Paulus, der viel erdul-

dende, viel verfolgte Held des Jesusreiches nur von einem einzigen Kampfe spricht, den er gut gekämpft habe. Das ganze Leben eines Christen scheint darum nur einen einzigen Kampf vorzustellen, und ich bin noch bedenklich, ob nicht der vielsagende Name für die kleinen Anfechtungen unsers meist ruhigen Lebens beinahe wie ruhmredig klinge.

Die *** versuchte es heute ernstlich, meine Überzeugung anzugreifen, und mit ihrem, wirklich außerordentlichen Verstande seine Unhaltbarkeit zu beweisen. Zwar berief ich mich auf die feste Versicherung, die mir mein Herz von seiner Wahrheit gebe, und auf die Unmöglichkeit, daß ihr Herz ihr die entgegen stehende Versicherung geben könne; aber sie nannte dieses die Auskunft aller Schwärmer, die sie dann ergriffen, wenn sie den Kampfplatz des Verstandes räumen müßten. Endlich aber fiel mir eine Auskunft in den Sinn, wodurch ich ihrer Neckerei ledig wurde. „Liebe ***," sagte ich ruhig, „wir sind Beide Frauen *), und es hat uns Beiden wohl die Gelegenheit gefehlt, durch

*) Die mit *** Bezeichnete ist wahrscheinlich die Stiefmutter der schon oben erwähnten Baronesse Mathilde

umständliche eigene Nachforschungen uns unsre Überzeugung gleichsam selbst zu bilden. Wir hatten das Loos aller Frauen und auch der meisten Männer, daß wir sie von fremden Lehrern fertig annehmen und uns aneignen mußten. In einem solchen Fall ist der am besten daran, der den besten Lehrer findet; denn dessen früheres Nachdenken oder dessen heller Geist muß die eigenen Mängel ersetzen. Sie haben mehrere sehr verständige Männer zu Ihren Lehrern gewählt, die wieder andere Männer zu ihrer Bildung benutzt haben mögen; ich aber habe Jesum Christum, Johannes, Petrus, Paulus, Jesaias, David u. s. w. gewählt. Wider Ihre Lehrer will ich nicht streiten, obwohl ich Bedenklichkeiten genug dagegen habe; Sie werden auch so gerecht sein, die meinigen nicht für geringer zu achten, da wenigstens beinahe alle Welt sie weit höher hält, und da sie auch weit reiner gelebt haben und, zu ihrer gemeinschaftlichen Rechtfertigung, weit genauer mit einander übereinstimmen, als die Ihrigen. Gern möchte ich auch Sie mit diesen Lehrern bekannt machen, weil dabei für Sie kein denkbarer Schaden, und vielleicht doch unerwartet viele Freude sein kann. Indeß, wenn Sie nicht mögen, so werde ich auch nicht zudringlich sein, und wir Beide werden jede der andern ihre Lehrer, auf deren Ansehen sie ihre Überzeugung gründet, unangetastet lassen."

Diese, hier mit ungefähren Worten angedeutete Antwort schien ihr zwar nicht angenehm zu sein, aber sie wurde wenigstens still. Möchte doch der Allbarmherzige, wenn's möglich ist, woran ich vor der Allmacht nicht zweifle, ihr das beunruhigte und feindlich verschattete Gemüth stillen und erleuchten. Welch eine Seele, wenn ihre reichen Kräfte, in Selbstbeschränkung sanft geordnet, sich auf das Ziel richteten, das uns in Jesus gesteckt ist!

In der Lebensbeschreibung des berühmten Johann Gottfried von Herder, im ersten Theil, steht eine ziemliche Zahl Briefe der Gräfin Maria von Bückeburg, die mich sehr angesprochen und, was ich nothwendig hier dabei gestehn muß, tief beschämt haben. Denn wenn die gewiß selige Frau auch zuweilen sich schwach fühlte, so sieht man doch ganz deutlich, daß sie dem ungeachtet auch dann noch sehr stark war — besonders damals, als sie ihr einziges Kind und ihren trefflichen Bruder verlor, der zugleich ihr Vater, ihr Erzieher und ihr Freund gewesen war. Es ist Gott nicht verborgen, daß ich um vieles schwächer bin; darum prüft mich sein Vaterherz nicht so schwer, wie jene Starke. Aber doch, wenn ich durch

Leiden eine solche Glaubensstärke zu finden wüßte, wollte ich herzlich beten: Vater, gieb sie her!

Gott weiß es, mit welchen Gefühlen ich in die Ehe hineingetreten bin, oder vielmehr, mit welchem Mangel an Gefühl, mit welcher dumpfen Betäubung. Was diesen ernsten Bund eigentlich heiliget, das war mir größtentheils unbekannt, oder, wenn auch bekannt, doch nicht klar, nicht lieb. Ich würde mich entsetzen, wenn ich jetzt die Vorstellungen von meinem Ehemanne und von meinen Pflichten in der Art haben könnte, wie ich sie damals hatte. Meine Verblendung, meine Unwissenheit war in der That bedauernswürdig. Die eigentliche Weihe des Bundes ist für mich erst lange nachher gekommen, erst, als ich Gott zu suchen anfing und immer mehr fand. So gewiß ist es, daß der heilige Ehebund von Gott selbst gestiftet wird, und daß nur der Segen in ihm findet, der ihn unter Gottes Vermittelung der Herzen schließt. Welch ein beklagenswerthes Wesen wäre ich worden, wenn die rechte Weihe nicht durch Gottes Güte nachher über uns Beide gekommen wäre. Wie ich jetzt mit meinem Manne geistig zusammen hange, das weiß ich in Worten nicht auszudrücken. Es ist eine Innigkeit, wenn nicht größer als die zwischen Seele und Leib, doch

ganz gewiß fühlbarer, deutlicher. Er ist mir durchaus der wertheste Mensch auf der ganzen Erde, nicht blos von allen, die ich kenne, sondern ich bin gewiß, wenn ich auch die besten von allen noch kennen lernte, so bliebe er doch der erste. Denn bei ihm hört alle Berechnung auf. Wenn es mir auch natürlich ist, alle andern Menschen nach dem Maße ihrer Frömmigkeit und Reinheit zu lieben, so stelle ich ihn doch immer außer Vergleich. Und so überzeugt, wie von ihm, bin ich von keinem, daß er für immer sich an dem göttlichen Glauben halten werde. Das sind des Allmächtigen Wunder in unserm Herzen.

Sehet die Lilien auf dem Felde — seid ihr denn nicht viel mehr als sie? In diesem herrlichen Ausspruche des Einzig-Geliebten, scheint es mir deutlich zu liegen, daß doch auch die Blumen in Gottes Augen etwas sind, und vielleicht eine Art von Leben und Wesen haben, das sie Seiner, und wie viel mehr unserer Aufmerksamkeit werth macht.

Ein verkehrtes Herz ist wirklich krank; mich wundert, wie sonst verständig scheinende Menschen und Bücher das leugnen können. Es ist ihm in der That

so unmöglich, in die Frömmigkeit hinein zu kommen, die es sich wünscht und auch wohl von außen her kennt, wie es einem Kranken ist, in die Gesundheit hinein zu kommen, die er mit ungeduldiger Sehnsucht verlangt und an Andern vor Augen sieht. Es läßt sich wirklich nicht beschreiben, wie genau dieser Vergleich passet, was man schon darum billig glauben sollte, weil der Herr selbst ihn gewählt hat. Sobald man zu der Einsicht gekommen ist, daß man die Frömmigkeit nicht hat, sondern nur außer sich an andern herrlichen Vorbildern siehet, so verlangt man nach derselben, aber man fühlt auch ein wahres inneres Unvermögen, sie zu erreichen. Man lieset fromme Schriften, aber ihre Lehre haftet nicht so, wie sie sollte; man entschließt sich, öfter zu beten, aber man kann dabei nicht die rechte Andacht finden; man thut gute Werke, wie man das nennt, aber das Herz wird nicht ganz stille dabei; man hört Predigten, aber die innerste Seele denkt dabei nicht jederzeit mit. So quält man sich, in die Frömmigkeit hineinzukommen, und gewinnt doch nichts als den leeren Schein. Das Herz spricht dabei immer: ich fühle noch den Frieden nicht, den ich bedarf. Da ist Erkenntniß der Schwäche, der Krankheit, aber diese Erkenntniß ist noch gar keine Gesundheit, auch, nach menschlicher Ansicht, nicht einmal der Weg dazu. Es kommen dann wohl mancherlei Ärzte, die das Übel

verstehen wollen, und geben allerlei Rath. Der Eine spricht: es ist genug, wenn du treu alle deine Pflichten erfüllst — aber das Herz antwortet: meine Pflicht ist unendliche Liebe, weil die Gegenliebe unendlich ist, und die kann ich doch nicht gewinnen. Ein Anderer meint, es sei eine Überspannung, die sich selber zu viel abfodere; aber das Herz antwortet: dich, der du so sprichst, habe ich nie als Vorbild bewundert, nach deinem Frieden nie gedurstet, du weißt gar nicht, was mir fehlt. Andere sprechen gar: du hältst dich nur für krank, aber eben weil du dir nicht zu viel zutrauest, bist du schon gesund; stehe nur auf und wandle. Aber das Herz antwortet wieder: ich fühle die Ohnmacht besser als ihr, und auf euren Zuruf kann ich nicht mich erheben. Solche Rathschläge geben Menschen, und eben so oft unsre eignen Gedanken. Aber erst, wenn der rechte Arzt kommt und spricht: stehe auf! da kommt mit dem Rathe die Kraft, und die Sehnsucht nach Gesundheit wird zur Gesundheit selbst.

Katholikin möchte ich gerade nicht sein; mich dünkt, wer einmal aus dem heiligen Kelch getrunken und aus dem heiligen Wort selbst Trost und Freude geholt hat, der kann nie darauf verzichten, ohne daß seine Seele

vor Sehnsucht leidet. Aber offenherzig gestehe ich, daß mir in der äußern Kirchenverfassung der Katholiken Vieles besser gefällt, daß ich in schönen, großen Domgebäuden leichter alle kleinlichen Gedanken vergesse, daß ich um vieles das Recht der eigentlichen Beichte zu erkaufen wünschte, daß ich an einem Reinigungszustand nach dem Tode beinahe glaube, auch dieses, daß unbezahlte Fürbitten der Liebe für die Gestorbenen an des Heilandes Throne wohl nicht vergeblich sind. Dazu möchte ich gern in der Christenheit heilige Menschen kennen, wie ja deren zu Zeit des alten Bundes gelebt haben, wahrhaft vom heiligen Geiste Christi belebt, wenn auch so wenig als Abraham, Jesaias oder Johannes ganz rein von Sünde. Sollte denn unter den vielen sogenannten Heiligen der Katholiken nicht ein Theil auch für uns als heilige Vorbilder gelten können?

Über die eigentlichen Unterschiede der katholischen und unserer Kirche nehme ich mir gar kein Urtheil heraus. Aber wenn es auch nöthig sein mag, daß Einige als verpflichtete Wächter und Vertheidiger dieser Unterschiede schreiben und handeln, so dünkt mich doch, daß besonders wir Frauen uns zunächst an die Religion mit dem Herzen anschließen und alle Verstandessätze ruhig übergehen sollen, die nur irgend noch streitig sind. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß

auch Fenelon und der ihm am Herzen Verwandte Sailer wegen irriger Vorstellungen einmal in Anspruch genommen würden. Aber sollte darum unsere Achtung vor ihrem Christenthume geringer werden? Eigentlich stelle ich mir vor, als ob auch die Männer den Streit über einzelne Meinungsunterschiede häufig zu weit trieben und die herzliche Anerkennung des vollen Lebens darüber dann versäumten. Nur wo für das Leben bei einem Irrthume Gefahr ist, muß man die ehren, welche ihn mit Klarheit und Muth, aber auch mit reinem Herzen bekämpfen. So ehre und bewundere ich den großen Luther, dessen Lebensgeschichte ich in mehren Bearbeitungen mit dem vollsten Antheil gelesen habe. Das noch immer fortdauernde Streiten, ob etwas katholisch oder dem katholischen ähnlich sei, kommt mir dagegen, wenn ich's sagen darf, um so unbedachter, ja unverständiger vor, je seltener ein reiner Antrieb aus dem Herzen es veranlassen und rechtfertigen mag, und je unbilliger man dabei vergisset, daß ja auch die Katholiken Mitglieder des Himmelreiches Jesu Christi sind. Was wir in ihrem Glauben mißbilligen, das kann uns doch nie ein Recht geben, ihrer Frömmigkeit alle Anerkennung, ja alle Aufmerksamkeit zu verweigern. Die Frömmigkeit ruhet auf einem Grunde, der freilich auch vom Glauben gelegt ist, den aber die Meinungsverschiedenheit gar nicht berührt.

Und so meine ich, thun wir unserm Herzen nur dann genug, wenn wir mit Liebe alles Fromme auch bei den Katholiken achten und würdigen, und unsere Überzeugung von den reineren Ansichten, die wir haben, nie zur Mutter des Hasses werden lassen. Nur in der Liebe kann einst Alles zu einer Heerde des einen Hirten werden, und dieser Liebe den Rang vor den bloßen Glaubensunterschieden zu geben, das halte ich nicht allein für erlaubt, sondern für verständig und gerecht zugleich.

Nach meiner geringen Einsicht gab es nie eine schönere Zeit des Christenthums, als die ersten vier Jahrhunderte, die wir Protestanten eben so sehr wie die Katholiken anerkennen. Also haben wir mit diesen ein gleiches Vorbild, und die musterhaften Christen aller späteren Jahrhunderte zeigen uns eine Gleichartigkeit, die ihre Confessionsunterschiede, ja selbst ihre Irrthümer ganz vergessen macht. Ich urtheile hier aus demjenigen, was ich durch die Gespräche des Pfarrers mit meinem Gemahl gelernt zu haben hoffe. Er las uns auch des frommen Arndts Buch über die erste Liebe der Christen theilweise, und die ersten Bände von des liebenswürdigen Sailer Briefen aus allen Jahrhunderten des Christenthums ganz vor. Niemals hätte ich geglaubt, daß solche geschichtliche und weitaussehende Betrachtungen für eine so ungebildete Frau,

wie ich bin, einmal so interessant werden könnten. Aber die Männer, da sie meine Theilnahme sahen, haben sich bemüht, immer faßlich für mich zu reden. M. meinte, es werde nicht schaden, wenn wir Beiden einmal christliche Politiker würden; die Missionsberichte, welche mein Mann erhielte, könnten unsre Zeitungen sein, und da die Männer so viel über dergleichen Dinge redeten, müsse man davon zu profitiren suchen, so viel sich thun lassen wolle. Es werde schon dann und wann durch unsere Urkunde ein Versehen in unsre Berechnungen unterlaufen, dessen Aufdeckung uns an unsre Gränzen erinnerte und zur weiblichen Demuth zurückriefe.

In den Erzählungen von Heinrich Jung*) habe ich manche gefunden, die mir überaus wohlgefiel. Vor den übrigen Schriften dieses, wie ich gern glaube, sehr frommen Mannes bin ich ein wenig bange, weil er mir mit einem zwar ganz gläubigen, aber doch zu kühnen Verstande in die Geheimnisse der irdischen und himmlischen Zukunft eindringen zu wollen scheint. Aber

*) Frankfurt, in der Herrmannschen Buchhandlung, 1815.

seine Erzählungen sind von dieser störenden Zudringlichkeit ganz frei, und ich glaube, daß selbst eigentliche Künstler wenig an ihnen auszusetzen haben möchten. Besonders gefallen mir diejenigen, welche, der Hauptsache nach, wirklich geschehen zu sein scheinen. Ich ziehe sie selbst Starke's Familiengemälden weit vor.

Das Geheimniß oder der Prüfstein einer wirklich vollkommenen Liebe zum Heilande scheint mir dieses, daß das Herz dabei keiner andern Liebe eigentlich bedarf, und doch die geringste nicht verschmäht. Ein solches Herz muß alle andere Geliebten verlieren können, ohne irre zu werden, und doch, wo Gott sie nicht ihm nimmt, auch nicht den kleinsten verlieren wollen. Zuweilen ist mir's, als ob ich das wohl vermöchte; aber, großer, guter Vater im Himmel, behandle mich nicht nach meiner vielleicht zu großen und vermessenen Meinung, sondern nach dem, wie Du deines schwachen Kindes Herz kennst!

Stille! Es ist mir, als ob in dem Worte, in seinem Klange schon etwas von dem Zauber, oder, um nichts zu übertreiben, von der unbegreiflichen Kraft und Wohlthätigkeit dessen läge, was dadurch bezeichnet

wird. Wenn doch alle, die ihren Frieden oder, wie man sagt, sich selbst verloren haben, wenn sie doch alle die Stille suchten! In der Stille ging der Geliebte, wenn der Haß der Sünder ihn verfolgte, um zu beten! In die Stille müssen die ihm folgen, die ihn finden wollen; da ist er am allerersten noch jetzt zu finden. Das Heilsame des stillen, ländlichen, einfachen Lebens empfindet man, gleich wie die Gesundheit, erst dann in voller Klarheit, wenn man es einige Zeit entbehren mußte. Einige Tage nicht eigentlich angenehmen Besuches zwängten uns in die Zeit zurück, die wir vor Jahren ganz gewöhnlich lebten. Es waren der Fremden zu viele, um die nun gewohnte Ruhe behaupten zu können, meist an Zerstreuungen gebundene, wortreiche, immer bewegliche Menschen. Aber wie wir an der Vortreppe des Hauses die vielen Abschiede ausgesprochen hatten und sie Alle im Wagen oder zu Pferde sahen, da war mir's zwischen Furcht und Freude, als ob sie vielleicht noch immer wieder aussteigen könnten. Dem Grafen und Mathilden war es, wie sie nachher sagten, nicht anders. Da die Wagen und Reiter an der Ecke des Baumganges sich wendeten und verschwanden, athmeten wir unwillkührlich Alle etwas hörbar auf, und über das seltsame Zusammentreffen mußten wir einander lächelnd ansehen, und doch kamen mir die Thränen, darüber, daß wir uns so verstanden. Es

war, als hätten wir in dem Augenblick einander noch lieber. Und mit einer wahren Sehnsucht machte ich mich los, um auf mein Zimmer zu kommen, abzuschließen und nach mehren Tagen wieder das Gefühl der rechten Stille im Gebete zu genießen.

So viel ich's verstehe, scheint es Regel einer guten Wirthschaft, zuerst das Nächste zu ordnen, und darnach das Entlegnere, zuerst das Haus, darnach den Hof, dann die Felder — oder zunächst die Familienverhältnisse, darnach die weiteren verwandtschaftlichen. Eine solche ökonomische Regel gilt auch für das ganze Leben. Wer ist uns näher, als wir uns selbst sind? und darum müssen wir zuerst und vor allem Andern uns selber in Ordnung bringen. Ein Gemüth, das sich selbst geordnet hat, wird mit den äußern Lebensverhältnissen hinterdrein mehrentheils leicht fertig. Aber wer, wie es fast Mode scheint, zuerst mit der Welt, mit dem äußern Leben in Ordnung kommen will, ehe er an sich geht, der dürfte damit wohl nie zu Stande kommen. Denn das Äußere richtet sich in der Gestalt seiner Verhältnisse nach dem Inwendigen des Menschen. So lange dieses ungeregelt ist, bleibt es auch jenes; so lange dieses schwankt, schwankt auch jenes.

Es wäre ein großer Mißgriff, wenn Jemand die Demuth bei der Umkehr des Herzens zu Gott mit der Zaghaftigkeit verwechseln wollte. Beides ist weit, sehr weit verschieden. Der, welcher sich zu mißtrauen anfängt, und die eigene Leitung seines Lebens darangiebt, thut nicht wie ein Schiffer, der im Sturm das Ruder fortwirft und seinen Kahn von den Wellen treiben läßt. Vielmehr könnte man sagen, er gleicht einem Schiffer, der bei dem Sturme die Segel einzieht, weil sie machen würden, daß der Wind ihn gegen die Felsen zerschellte, und dafür das festere Ruder ergreift, um mit Gottes Hülfe in eine sichere Bucht zu steuern. Nie ist das Herz des bevorstehenden Schicksals wegen ruhiger, nie zu Anstrengungen bereitwilliger, nie gegen mögliches Unglück kühner gefaßt. Es hat dann in der That gegen seine frühere Gestalt einen wahren Heldenmuth. Der Irrthum jenes Urtheils kommt aber daher, daß der Muth des frommen Vertrauens sich mit der Stille gleichsam verschleiert, und nicht, wie beim gemeinen Kriegsmann, durch äußere Geberden, sondern, wie bei einem Feldherrn, nur durch das ruhige Auge spricht.

Ein stilles, innerliches Leben ist uns besonders noth; es beugt vor, daß die Eitelkeit nicht ins Herz

komme. So viel man kann, muß man sich zurückziehen und sich nicht über den Schatz der Seele auslassen, wofern nicht ein Zug von Gott selbst uns dazu bringt, wo es denn auch ohne Zweifel für Andere heilsam sein wird. Wer sich aber zu viel mittheilt, der hat sicher noch einen Überrest von Selbstsucht; denn diese gerade ist es, welche Luft und Licht sucht und ihre Keime schnell emportreibt, wenn man ihr aus dem Herzen eine Öffnung nach außen gegeben. Im Christenthume ist aber diese Selbstsucht gewiß am schädlichsten und widrigsten; denn es ist immer noch besser, wegen seiner Güter und andrer fremden Dinge, als wegen seiner Frömmigkeit, das ist wegen seiner selbst, Beifall und Ehre zu verlangen. Wo Gottes Beifall nicht allein Genüge thut, wo man noch auf einen andern Anspruch macht, da ist jener schon beinahe verloren. Ach, daß doch alle die, welche Jesum lieb haben, weder über sich, noch über uns redeten, daß sie wenigstens nie lobten! Ein noch unbefestigtes Herz wird dadurch so sehr gestört. Solch ein Herz ist gleichsam vor Gott, als wenn es in der Privat-Beichte beim Seelsorger wäre, da darf am wenigsten ein Lob es irre machen, sondern es muß unablässig nur an Gott und an sich denken.

Auch das möchte ich lieber, wenn man in irgend einem Stücke noch ungewiß ist, daß dann Andere, welche schon viel weiter sind, nicht aus liebender Meinung uns zu geschwind heraushülfen. Es ist wie mit dem Rechnen bei einem, der es noch nicht recht versteht. In unsrer Jugend, wenn uns ein Stück aufgegeben war und es mit mir nicht recht fort wollte, sagte mir Bruder Lothar das, was am Ende heraus kam, zu, oder er besserte die Fehler sogleich, die ich machte, und erinnerte mich an die Regeln, ehe ich selbst mir Mühe gemacht, sie wieder hervorzusuchen. Diese wohlgemeinte brüderliche Gefälligkeit, die ich ihm damals viel Dank wußte, hat aber gemacht, daß ich vor unserm Lehrer zwar besser bestand, jetzt aber noch immer mit den Zahlen mich nicht recht zu behaben weiß. Vielleicht, stelle ich mir vor, ist es in Sachen der Überzeugung eben so. Unterricht muß gewiß sein, eben wie beim Rechnen; denn es wäre schlimm, wenn Jeder alle Regeln dabei ohne weiteres erst erfinden sollte. Aber die rechte Anwendung dieser Regeln, die müßte man doch mehrentheils selbst herausfinden, und erst am Ende müßte der Lehrer nachsehen, ob das Exempel auch Probe hält.

Es ist mir jedesmal so etwas Heimliches, so eine eigene innerliche Freude dabei, wenn mein Mädchen fortgegangen ist und ich den Schlüssel meines Zimmers umdrehe, um zu beten. Ich glaube wirklich, daß mir das Blut dann geschwinder läuft, gleichwie bei Erwartung irgend einer Freude. Vielleicht ist es nur Vorurtheil, daß mir ein solches Wortgebet mit Niederknieen und Händefalten fühlbareres Vergnügen macht, als das innerliche Andenken an Gott und den Heiland, was ich sitzend oder gehend habe, obgleich mir auch dieses unaussprechlich süß ist. Ich denke nicht, daß in diesem Unterschiede, den ich mache, etwas Unerlaubtes sei. Wenn ich erst niedergeknieet, bin ich ohnehin so ruhig wie sonst. Indeß möchte ich wohl, daß der Prediger einmal darauf zu reden käme; denn fragen kann ich ihn nicht gut. M. aber ist ganz meiner Meinung.

Das stille Gebet hat eine Belohnung, die allein das ganze Paradies aufwiegt. Denn Gott selbst theilt sich auf eine höchst innige Weise dem Herzen mit, das sich so tief zurückzuziehen weiß, und läßt es seine Gegenwart empfinden, ja vielmehr, er giebt sich ihm selbst.

Wenn ich bete, so ist es so: ich rede einige Worte, und dann bin ich lange still, indem ich in den ausgesprochenen Gedanken mich gleichsam mit dem Nachdenken verliere. Dann wieder, wenn ich im Denken auf etwas recht Lebendiges gekommen bin, rede ich und es folgt wieder die Pause. Mitunter bete ich auch mehre Worte hinter einander, und am Ende entweder lauter Worte, oder bloß innerlich, je nachdem es sich fügt. Das dauert oft lange, aber ich fürchte doch nicht, daß ich so gegen des Heilands Gebot fehle, nicht viele Worte zu machen. Das ist mir auch ganz unmöglich, ich verstehe es nicht einmal, recht lebhaft zu sprechen; denn die Betrachtung von Gottes Nähe, seiner Größe und seiner Liebe, die mir alle guten Gedanken erst eingiebt, hemmt gleichsam meine Zunge.

Der Viel-Geliebte, das ist ein sehr schöner Name. Ich wollte, daß man in der Christenheit übereingekommen wäre, ihn dem Heilande zu geben.

Gott hat weit mehr Liebe zu uns, als wie wir zu uns selbst haben, das glaube ich ganz gewiß. Er wünscht ja mehr, uns zu retten, als wir selbst den Wunsch haben, uns retten zu lassen.

Um des Lohnes willen Gott zu dienen, das fällt gewiß kaum Jemandem ein; aber Gott dienen, um der dabei statt findenden Seligkeit willen, das ist doch gewiß nichts Unrechtes. Und einen andern Lohn, als diese Seligkeit, verheißt der Heiland ja auch nie, und er ist gewiß überschwenglich.

Es scheint aber, als wenn es Menschen gebe, die gar keine Naturanlage haben, Christi Worte eigentlich zu verstehen. Und solche müssen es sein, die da glauben, daß der Herr uns wie Mägde und Knechte für Gottes Dienst um Lohn miethen, wolle. Hat er doch selbst gewisslich nicht um Lohn gedient, als er unsertwegen Knechtsgestalt annahm, und sagt er's doch so offenbar, daß nirgend Verdienst, sondern nur überall Gnade sei.

Aber das möchte ich wohl sagen, daß Gott, freilich ohne es zu brauchen, bei uns Allen vorausbezahlt habe, durch seine unbeschreiblich vielen Wohlthaten von unsrer ersten Jugend auf. Wer also Lohn will, der denke nur, daß er ihn bereits empfangen habe, und daß er nun schuldig sei, ihn abzuverdienen. So dient er allerdings um Lohn, aber er kommt nie dahin, daß er einen Überschuß zu fodern habe, sondern er bleibt immer schuldig.

Diese Vorstellung scheint mir gar nicht so gefährlich. Vielmehr freut es mich zuweilen, mich da-

durch meinen eigenen Untergebenen gewissermaßen doch gleich gesetzt zu sehen. Aber freilich ist es mir unvergleichlich süßer, mich als Gottes Kind zu denken, welches ihm darum dienen, ja eigentlich mit dem vollsten Gehorsam dienen möchte, weil eine so unaussprechliche Freude dabei ist.

Ob ich wohl bereit wäre, für Gott zu sterben? Ich meine, ich könnte mich keinen Augenblick bedenken, da ich schon für meinen Gemahl, für das Kind, für die liebe M. und Andere mit Freuden sterben würde. Man kann zwar von dergleichen nicht so gewiß reden, aber anders, als es zuverlässig von mir glauben, kann ich doch nicht. Es ist gewiß kein Engel im Himmel, der nicht gern den Himmel verließe und auf die Erde käme, wenn Gott es wollte. Und das ist doch etwas ganz anderes, als von der Erde in den Himmel gehen, wenn Gott es will. Es ist mir oft beinahe, als freute ich mich auf meinen Tod, weil ich einmal der Vergebung unerschütterlich gewiß bin; aber solche Gedanken suche ich doch zu entfernen, weil sie unzufrieden machen könnten.

Ein Seliger kann gewiß nichts anderes als Gottes Willen thun, und wer Gottes Willen thut, der muß gewiß selig sein. Es fragt sich nur, welches von beiden den Anfang machen müsse? Und ich denke, das Thun von Gottes Willen. Denn wie könnte Jemand wohl selig sein, ehe er ihn thäte

Da nun alle Welt nach der Seligkeit sucht, ist es denn Unrecht, daß der Herr spricht: thut nur erst Gottes Willen? Das ist ja gar keine Verheißung eines Lohns, das ist ja nur ein weiser Rath in dem, was Alle suchen und worin sie Alle verlegen sind.

Eine unbeschreibliche Seligkeit ist es, wenn man ein Herz kennt, das in den Hauptempfindungen ganz genau wie unser eigenes ist. So etwas ist, als ob eine arme Frau, die nur ein Stübchen zur Wohnung hatte, noch eins dazu bekäme: sie ist dann in beiden zu Hause, ob sie gleich nur in einer schläft. Ich kann es dem himmlischen Vater nie genug danken, daß er mich die liebe, o so vortreffliche M. hat finden lassen, und ich bitte nur immer, daß er mich doch ihr ähnlich und ihrer werth machen wolle. Wir beiden loben einander gar nicht, aber wir haben auch gar kein Bedenken, uns Alles zu sagen — ja, was gewiß das meiste ist,

wir reden über das Heiligste mit einander ganz schwesterlich. Ach, durch sie denke ich wieder zu einem jungfräulichen Kinderherzen zu kommen.

Solch ein Verständniß hat man ohne Liebe zu Jesus nicht, und ich glaube, es geht Allen, wie mir sonst: man denkt gar nicht daran, daß es möglich sei. Und doch ist es wirklich.

Ich glaube, im Himmel wird man eben so mit einander umgehen, und darin besteht die eigentliche Seligkeit. Da werden auch Männer und Frauen sich so verstehen, was hier unten nicht wohl so ganz innig angeht. Und Gott, als die höchste Liebe, wird unsichtbar, Christus aber, der Allgeliebte, gar sichtbar bei uns Allen sein.

Wenn man etwas giebt, so hat man doch das Recht, eine Bedingung festzusetzen, unter welcher man geben will, und wer sich diese Bedingung nicht gefallen lassen mag, der erhält auch die Gabe nicht. So will Gott uns vergeben, wenn auch wir den andern Menschen vergeben, die uns entweder beleidigen oder ohne Ursache uns abgeneigt sind.

Seltsam, daß gerade diejenigen, die der Vergebung wohl vorzüglich bedürfen, sie Andern am wenigsten geben. Sie beleidigen Gott und wollen doch

die Beleidigungen nicht vergessen, die sie erfahren, wenn sie gleich wissen, daß sie dann auch keine Verzeihung erhalten. Es ist gewiß eine große Sünde, nicht vergeben wollen. Und besonders, wenn man selbst an seinem Theil auch beleidigt, oder ohne Ursache sich selbst aufgereizt hat.

Wenn Gott an sich die Unversöhnlichkeit nicht dulden mochte, daß ich so rede, wird er sie denn an einem Menschen dulden?

Das einzige wahre Übel ist die Sünde; alle andern Übel sind eigentlich große Wohlthaten, die uns den ächten Engelssinn, das Christusherz anbilden sollen.

Es ist eine eigene Weise einzelner recht verständiger und gelehrter Männer, daß sie alles, worauf die Rede fallen mag, sogleich in sich selbst zur Unterscheidung oder Theilung bringen und dann aus einander setzen, wie ein Theil vom andern zu sondern sei — ungefähr wie bei den Predigten gewöhnlich geschieht, wenn aus einem einzigen Gedanken mehre gemacht werden. Spricht man von Religion, so unterscheiden sie sogleich mehre Arten; redet man gleich anfangs von einer Art, so

geben sie wieder mehre Theile an; will man nur von einem Theile reden, so finden sie auch da noch Unterschiede, und so immer fort. Es mag sehr gut sein, daß man nicht unterschieden lasse, was zu unterscheiden ist, da nämlich, wo es auf die Unterscheidung ankommt. Sollte man aber ohne Ausnahme so thun, so könnte immer nur von ganz einzelnen Dingen die Rede sein, und nie von dem, was gemeinschaftlich von mehren zu sagen ist. Ich finde aber, wenn man von solchen einzelnen Dingen, von eigenen Erfahrungen und besondern Verhältnissen redet, so wollen andre, oder auch wohl dieselben Männer erst das Allgemeine behandeln, und thun es dann meist in gelehrten, aber unverständlichen Worten. Auf diese Weise sind wir Frauen übel berathen, da wir auf solche Umschweife wenig vorbereitet sind. Und ich meine, bescheidener Weise, es wäre doch eben kein Nachtheil zu besorgen, wenn man einen Gegenstand so nähme, wie er in's Gespräch gebracht wird, ohne etwas hinzuzuziehen oder davon abzuschneiden. Es wäre dann eine, gelehrter Männer würdige Kunst, gerade wo es zur Erläuterung nöthig ist, entweder an allgemeinere Gesetze und verwandte Gegenstände zu erinnern, oder auch einzelne Punkte und Erfahrungen zur genauern Betrachtung hervorzuheben. Dann könnten wir Frauen doch auch, wo nicht unser Scherflein zur Unterhaltung beitragen,

doch aus dem Schatze vorzüglich gebildeter Männer einiges für uns wegnehmen.

Wenn eine Finsterniß weiter nichts ist, als bloße Abwesenheit des Lichtes, so verschwindet sie alsbald, wie das Licht kommt. Wenn sie aber unrein ist, durch Rauch, Nebel und dergleichen, so hat das Licht Mühe durchzudringen. So scheint mir's auch mit der Erleuchtung der Seele. Gottes Licht macht sie geschwinde hell, wenn sie blos in Irrthum und Unkunde war, wie die Kinder, oder auch manche nach dem Licht sehnsüchtige Heiden. Wenn aber die Leidenschaften wie Rauch und Nebel um das Herz ziehen, so bleibt es halb dunkel, wenn auch die Sonne am Himmel noch so helle scheint. O Gott, reinige mich nur ganz von solcher unreinen Finsterniß, von aller Empfindlichkeit und dergleichen; denn wider die andere hast Du uns ja längst das Licht der Welt gegeben.

Es muß wohl eine Verschiedenheit der natürlichen Anlage auch da noch fortbestehen, wo das Herz sich schon von seinen frühern Neigungen ab und mit Liebe zu Gott hingewendet hat. Wenigstens weiß ich es nicht anzufangen, mir die ernste, beinahe strenge Außen=

seite zu geben, welche ich an vielen frommen Menschen, unter andern auch an meiner seligen Tante bemerkte. Ich müßte mir wirklich Gewalt anthun, wenn ich dahin kommen wollte, und das mag ich auf keinen Fall, weil ich glaube, daß Gott mich dazu führen werde, wenn es ihm gut scheint. Noch aber finde ich in dem Glauben, den Gott uns gegeben hat, so vielerlei Anlaß zu sehr frohen Gedanken, daß ich äußerlich gar nicht anders, als mit einem heitern Gesicht zu erscheinen weiß. Ich glaube, ich bin wenigstens noch eben so vergnügt wie einst, im Äußerlichen versteht sich, denn im Herzen fühl' ich die Freude weit tiefer. Da selbst ein Apostel sagt, daß Christen alle mit fröhlich sein sollen, so kann ich noch immer nicht recht dazu kommen, das strenge Äußere für besser zu halten. Aber ich bin auch weit entfernt, es zu mißbilligen. Vielmehr glaub' ich, daß es, eben weil es nur etwas Äußerliches ist, auch von der äußerlichen Natur abhange, und daß der so nachsichtige Gott unserm Temperamente hier seinen Weg lasse, wie er ihn selbst vorhergesehen oder vorher gewollt hat.

Noch erinnere ich mich recht wohl, wie ich ehedem das Leben meiner vortrefflichen Tante für über-

aus beschwerlich hielt und es sogar, was sie mir vergeben möge, für eine nicht ganz richtige Seltsamkeit ansah, wenn sie dasselbe für weit angenehmer, als jedes andere erklärte. So ganz nach Gottes Willen leben, dünkte mich darum überaus beschwerlich, weil man dann ja, wie ich meinte, immer eine ganze Reihe von Geboten im Gedächtniß halten, immer bedenklich sein und vielleicht in einer Stunde sechsmal gegen seine eigne Neigung handeln müsse. Aber ich wußte gar nicht, wie angenehm Gott seine Bande, wenn es ja welche sein sollen, zu machen wisse; denn das läßt sich nur aus Erfahrung begreifen. Indeß hätte ich es vielleicht geglaubt, wenn die gewiß nun selige Tante mir etwa gesagt hätte: Siehe nur dich selbst an. Der Leib ist gewiß für den Geist eine Fessel, er hindert ihn auf tausendfältige Weise. Willst du zu entfernten Freundinnen, der Leib macht, daß du nur langsam hinkommen kannst; möchtest du eine Aussicht von einem Berge genießen, der Leib wird müde und verdirbt dir die Freude; hast du einen angenehmen Besuch, ein leichtes Kopfweh des Leibes verstimmt dich. Und doch hat Gott es wohl verstanden, diese harte Fessel unsers Geistes uns so angenehm zu machen, daß viele Menschen sie gar nicht einmal fallen lassen mögen, wenn sie es dürfen, daß sie dieselbe vielmehr lieber gewinnen, als es ihnen nur gut ist. So weiß der Allgütige seine

Bande süß zu machen, daß wir sie gerne tragen. Daraus magst du lernen, daß er auch den Gehorsam gegen seinen Willen, wenn er dir als ein Band oder eine Fessel erscheint, gewiß viel angenehmer machen könne, als du es jetzt begreifest. Engel würden es ja auch nicht begreifen können, daß Menschenseelen die Fesseln des natürlichen Leibes so sehr liebten, wenn sie es nicht mit Augen sähen.

Wirklich finde ich jetzt diesen mir sonst abschreckenden Gehorsam gegen Gottes Willen so leicht, daß ich oft bedenklich darüber werde, ob er auch wohl rechter Art sei. Von allen einzelnen Geboten, die ich in der Jugend lernte, fällt mir oft einen ganzen Tag lang gar keines ein, obwohl ich sie neuerdings mit Fleiß wieder in Büchern durchgelesen habe. Sie kommen mir alle so vor, als wenn sie sich von selbst verständen und als wenn ich ihretwegen nur ganz ruhig bei meinen Gedanken bleiben könnte, mit denen ich Gottes und des Heilandes unaussprechliche Liebenswürdigkeit und Liebe mir gern immer vorstelle. Auch hoffe ich, wenn ja mein Herz mich nicht warnen sollte, daß die liebe M. oder der verehrungswürdige Pfarrer mich schon, wo Gefahr wäre, aufmerksam machen werden.

Mich dünkt, die völligste Ergebung gebühre Gottes großer Majestät, daran könne gar Niemand zweifeln, und in diesem gänzlichen Ueberlassen an ihn bestehe das, was er will und was alle Frömmigkeit bei uns wirken soll. Denn ein zuversichtlicher Glaube muß doch diesem Überlassen vorausgehen, eine lebendige Hoffnung muß es beseelen und eine reine, kindliche Liebe ist von ihm ganz untrennbar. Was ich damit sagen will, ist zwar nicht schwer zu verstehen, es scheint kaum ein Missverstand möglich. Man darf nur ein recht folgsames Kind ansehen; was in seinen Augen liegt, wenn es an unsern Knieen bittend, so ganz vertrauend uns ansieht, das muß in unsern Herzen liegen. Wenn Gott es uns nicht selbst erlaubt hätte, ihn Vater zu nennen, so würde es wohl Keiner leicht wagen; da er es aber that, so will er gewiß nicht blos so heißen, sondern es auch sein.

Sogar unsere eigenen Unarten und Verkehrtheiten müssen nach seiner Güte uns diese völlige Ergebung erleichtern. Denn, wenn ich nicht gelernt hätte, wie gefährlich es sei, sich selbst leiten zu wollen, wer weiß, ob ich nicht einmal all seiner schon so tief gefühlten Liebe wieder vergessen könnte. Aber die schreckhafte Erinnerung an meine Schuld läßt mich immer wieder ihn suchen, wie das gefallene Kind der Mutter Hand sucht, wenn es sie glaubt losgelassen zu haben. Ich

weiß wohl, er hat mir ganz vergeben, aber es ist mir doch mitunter, als wenn es ihm noch, daß ich so sage, wehe thun müßte, daß ich seine Liebe nicht von Anfang her erkannt habe, und ich möchte lieber ganz und gar aufhören zu sein, als daß ich noch einmal von ihm ablassen sollte.

Ich denke, alles Leiden, das gut sein soll, müsse uns Gott zuschicken und wir dürfen uns keines selbst machen. Wir können uns wol selbst üben durch Entsagungen und dergleichen, aber wir können uns nicht selbst erziehen, ohne ihm etwas zu nehmen, das ihm zusteht.

Gestern, da mein Gemahl verreiset war, machten wir uns ein kleines Gericht von Erdäpfeln und nahmen dazu blos einen Trunk Wasser. Fröhlicher haben wir nie gegessen. M. ist, möchte ich sagen, wie ein wahrer Engel bei solchen Anlässen; so weiß sie alle Kinderhaftigkeit zu vermeiden und ihren lieblichen Ernst mitzutheilen. Ich fühlte es recht, wie wir uns über manche geglaubte Vorzüge des zeitlichen Reichthums täuschen, und wie Gott auch über die Dürftigsten eben

so fürsorgender Vater ist, wie über uns. „Wir ruhen Alle in einem Schooße,“ sagte M.

Der alte D. lächelte, wie er kam, um die Teller zu wechseln; er meinte aber doch, wir würden nach der Mahlzeit gut schlafen, wenn wir nur nicht zu schnell getrunken hätten. Wir schliefen auch prächtig.

So wie es nicht möglich ist, ein Golderz zu reinem Golde zu machen, ohne daß man alles, was es von Erde bei sich hat, ausscheide, so ist es auch mit dem Menschen. Hat man aber bereits eine Gestalt gewonnen und gleicht man weniger dem Erze, als einem ausgeprägten, aber mit zu schlechtem Metall versetzten Goldstücke, so ist es derselbe Fall. Die Gestalt muß zerstört, die Form formlos, das Harte weich werden, wenn die Reinigung vor sich gehen soll. Bloßes Abwaschen kann nur den äußern Schmutz, aber nicht die innere Beimischung wegnehmen; das Feuer muß hier mehr leisten, als das Wasser.

Diese Gedanken fielen mir ein, als ich den Ausspruch des Täufers las: Ich taufe, das mag wohl heißen, ich reinige mit Wasser; der aber nach mir kommt, wird mit Feuer taufen.

Auch unser Prediger meint, daß es ein Irrthum sei, wenn man Jahre lang nur allein sein früheres Leben bereuen und die Leerheit desselben an allem göttlichen Gehalte beklagen wollte. Ein solcher Zustand sei bei allen heiligen Menschen der Schrift ohne Beispiel. Und über die Unbedeutenheit zu klagen, das gebe dem Leben noch keine höhere Bedeutung. Vielmehr könne man, von Anfang an, das lebhafte Gefühl der Nichtigkeit und des Unwerths aller frühern Bestrebungen und die gewonnene bessere Einsicht nicht schnell und sorgfältig genug benutzen, um die Liebe zu dem Himmlischen dadurch zu erhöhen. Die Bitterkeit des Schmerzes über uns selbst lasse, wie alle Traurigkeit, an der Zeit nach, ohne daß jedoch die Demuth nachlassen solle, die aber kein Gefühl, sondern die Anerkennung unsers wahren Verhältnisses zu Gott sei. Jenes bittere Gefühl sei uns gerade nur für die erste Zeit der Umkehr gegeben, um durch dasselbe den Wachsthum in der reinen Liebe zu befördern. Es sei eine Gabe des guten Gottes voll Absicht, und darum handle man gewiß verkehrt, wenn man sich dabei aufhalte, blos diese herbe Traurigkeit empfinden zu wollen, ohne dem Zuge im Herzen zu folgen, der uns zugleich zu der Quelle des Trostes ziehe. Wie sehr mich dieses Urtheil erfreut hat, kann ich nicht sagen; denn ich war noch immer zuweilen ängstlich darüber, daß ich mich zu schnell durch

die Anhänglichkeit an meinen Jesus möchte über meinen frühern Leichtsinn beruhigt haben.

Es kommt mir zuweilen wie ein gar zu kühner Gedanke vor, und doch komme ich so oft wieder darauf zurück, daß ein Mensch die allgemeine Menschenliebe gegen Böse wie Gute in der Art, wie Gott, haben müsse. Kühn scheint mir das, weil der große Gott allen nicht guten Menschen eine Liebe erweiset, die in ihrem Wesen Langmuth, Gnade, Güte ist, und die für einen bloßen Menschen doch zu vornehm erscheinen möchte. Und doch weiß ich keine andere Vorstellung, weil es an andern Vorbildern fehlt und man doch die bösen Menschen nicht eben so und in derselben Art, wie die guten, lieben kann. Ja, ich könnte gegen recht verkehrt handelnde Menschen zuweilen beinahe zornig werden, wenn ich mich nicht sogleich erinnerte, daß sie sich selbst damit so sehr unglücklich machen; dann werde ich mitleidig und kann sanft bleiben. Männern steht es wohl an, wo sie gegen verkehrte Menschen sich ereifern; wenn sie selbst dabei fest an dem Rechten hangen, so gewinnen sie dadurch fühlbar an Hochachtung; sie wissen auch ihrer reinen Entrüstung eine würdigere Gestalt zu geben, als wir Frauen. Christus zürnte ja selbst, und so schön! Aber was hatte er da-

bei doch für eine unaussprechliche Liebe gegen die Verkehrten!

Lieber, guter Gott, wenn in meiner Liebe gegen Andere, die mich nicht wieder lieben, noch irgend etwas Unlauteres ist, das ich nicht recht zu erkennen weiß, wenn ich durch meine Worte oder mein Schweigen irgend fehle, so nimm doch mein Herz in Deine Hände und reinige es.

Ich bin noch nicht weiter, als wie ein Kind ist und wie ich als Kind hätte sein können. Oft kommt es mir so vor, ohne Zweifel, weil ich es so oft wünsche, als wenn ich wirklich erst ein Kind wäre, als wenn ich nichts wüßte und bei jedem Dinge erst einen Klügern fragen müßte, als wenn ich erst in den Confirmationsunterricht genommen wäre und den heiligen Tag noch vor mir hätte. Wenn ich dann nach meinem Vater gehen will, der schon lange gestorben ist, dann vertritt Gott seine Stelle und ich frage ihn im Herzen ungefähr, wie wir als Mädchen unsern Vater fragten. O, es ist mir unbeschreiblich wohl bei solchen Vorstellungen; denn ich vergesse dabei, daß ich schon lange aufgehört habe, Kind zu sein und daß ich es nicht wieder werden kann. Fällt mir's aber dann doch bei, so werde ich freilich betrübt und gäbe Welten darum, wo ich sie hätte, wenn ich noch einmal von vorn anfangen, noch einmal

geboren werden könnte. Denn es ist doch wenig, mit fünf und zwanzig Jahren erst Kind sein — wie könnte ich doch weiter sein!

Mitunter, wenn ich mich mit bessern Menschen, wie M. . n vergleiche, fällt es mir ein, Gott müsse doch durchaus gerecht sein und er könne nicht anders, als mich strafen. Ja, ich wünsche es dann lebhaft, daß er nur damit fortfahre, bis ich mir denken könne, er habe seinem eigenen heiligen Wesen genug gethan. Er weiß es wohl, daß ich seine Verzeihung nicht verwerfe, wie könnte meinem schwachen Herzen das einfallen? Nein, ich will seine Güte, seine Verzeihung, sie ist mein liebster Gedanke, und ich glaube auch, daß ich sie nach seinem Herzen schon erhalten habe. Aber wenn ich durch ein stilles Erdulden seiner Strafe ihm beweisen könnte, daß es mir mit meiner Liebe zu ihm Ernst ist, das hätte ich gern, und darum würde sie mir lieb sein. Nur wage ich nicht darum zu bitten, damit ich nicht vermessen scheine. Dann könnte ich auch noch inniger mich an M. anschließen, die nun mehr leidet und doch weniger leiden müßte, als ich. Wir ständen dann in dem Verhältniß unserer Würdigkeit, ich tiefer, sie höher, ich aber auch mehr beladen, wie sie. Mit ihr zusammen, wäre mir's gewiß so leicht. Aber Gott weiß freilich am be-

sten, warum er seine Wege geht und nicht die unsern.

Wenn ich Gott sehen könnte, ich wollte ihm, wie eine Tochter dem Vater, Alles an den Augen absehen und seine Zufriedenheit wäre dann jedesmal die meine, seine Unzufriedenheit meine eigene. Daß ich doch einen Menschen hätte, der so ganz seine Stelle vertreten könnte, um sein Auge zu meinem Gewissen zu machen und ohne weiteres blos unbedenklich gehorsam zu sein. Da dies aber nicht möglich ist und ich mir Gott auch nicht vorstellen darf, so halte ich mich an das Bild Jesu, das über meinem Schreibtische hängt. Wenn ich irgend ungewiß bin, was ich in einem Fall zu thun habe, so sehe ich es an, als wollte ich es fragen: was willst du? und gewöhnlich habe ich's dann bald heraus.

Ein reines Herz ist ganz gewiß selig. Die Liebe zu Gott hat das mit der Liebe zu einem Menschen gemein, daß man lieben kann, auch ohne Hoffnung, wieder geliebt zu werden, wovon ja so viele rührende Beispiele erzählt werden. Denn die Liebe ist nicht eigensüchtig und verhandelt sich nicht für Gegenliebe; sie

giebt sich ohne Rechnung, und wo die Hoffnung schwindet, da hält sie noch sterbend die Treue fest. Aber sie hätte doch gerne Gegenliebe, ja, es könnte sie im Todesaugenblick noch trösten, wenn der Geliebte da spräche: nun erkenne ich Dein Herz. So beschreibt die liebe M. das Gefühl der Liebe, und so ist es gewiß. Auch Gott liebt man eher, als man seine Gegenliebe fühlt, wenn man sie auch glaubt. Man liebt, aber ohne Zuversicht, der Gegenliebe werth zu sein; man will treu sein bis zum Tode, wenn auch keine Hoffnung wäre; aber man würde im Augenblick des Todes sich noch freuen, wenn Gott uns da sagte: ich erkenne dein Herz. Ach, wer ganz reines Herzens wäre, der wäre der Gegenliebe gewiß so innig sicher, der müßte selig sein!

Frieden mit Gott ist doch gewiß weit vortrefflicher, als Frieden mit uns selbst. Dieser kann eine Täuschung sein, aber jener ist eine fühlbare Wahrheit und bringt diesen allgemach auch zu Stande. Wenn dann Alles Frieden ist und auch die Menschen alle in das Aussöhnungsfest unsers Herzens aufgenommen werden, das ist gewiß der Frieden, welcher Frieden Gottes heißt.

Sollte ich denn Unrecht haben, wenn ich von meiner Liebe zu Christus wenig rede? Ich folge darin doch ganz allein meinem Herzen und müßte mich zwingen, wenn ich vor Manchen darüber sprechen sollte, ohne daß sie doch wohl Vortheil davon hätten. Auch bei der Liebe zu einem Menschen ist man ja gewöhnlich um so schüchterner, je aufrichtiger man liebt, und hat kaum gegen eine Freundin, sondern nur gegen den Geliebten selbst innere Freiheit, zu reden. Und ich glaube, diese Weise stehe dem weiblichen Sinne am besten an. Wäre ich freilich ein Mann, da wollte ich auch wie ein rechter Mann reden; denn Männern läßt es schön, wenn sie eine edle Liebe mit ihrer edlen Offenheit frei bekennen.

Als heute der Kronleuchter im Betsaale zum erstenmal mit den zwölf Lichtern brannte, bemerkte mein Gemahl sehr schön, die Apostel seien wie unangesteckte Lichter gewesen, denen zum Leuchten nur das Anzünden gefehlt habe. Dieses sei durch die Flammen am heiligen Pfingstfeste angedeutet worden.

Ich sah am Wasser einen Weidenbaum, dessen ganzer innerer Stamm fehlte, und der doch, blos durch

die dicke Rinde erhalten, junge grüne Zweige hatte. Es fiel mir ein, daß man einen solchen Baum mit der sichtbaren Kirchenverfassung vergleichen könne. Wenn nämlich die äußern Formen noch bestehen, welche die Rinde bezeichnen, so können die einzelnen Glieder, die Zweige und Blätter, noch wohl gedeihen, wenn auch der Geist, das Mark, aus dem Stamme fort sein sollte. Wenn aber auch die Rinde fehlt, so ist nicht anders zu helfen, als daß sich ein neuer Stamm an der Wurzel ansetze. Mein Gemahl, dem ich diesen Einfall mittheilte, hatte darüber große Freude und sagte, daß ich anfinge, sein Vorhaben zu verstehen.

Der lieblose Hohn und der sich selbst für klug haltende Spott ist eine recht häßliche Unart, die sehr wehe thut. Es hält schwer, sie geduldig zu ertragen, besonders da mir's vorkommt, als ob solche Herzen unmöglich so klug sein könnten, wie sie von sich selber glauben. Denn sie sind doch mit dem Evangelium uneins, und wie sie keinen Vortheil für ihre Seele davon haben, so haben sie nicht einmal den äußerlichen, daß man sie mehr achtete und liebte.

Freilich glaub' ich, ich würde dergleichen, zumal von Verwandten, leichter verschmerzen, wenn mein Stillschweigen über fremde Fehler oder Eigenheiten

mehr ein reines Werk des frommen Christensinnes wäre. Nun ist es aber Naturanlage oder bloße Gewöhnung, daß ich nicht höhne oder spotte, und darum ist mir's immer, als müßten alle andern Menschen dieselbe Natur oder Gewöhnung, wie ich, haben.

Ich hoffe aber, damit etwas über mein Herz zu gewinnen, daß ich bei jedem neuen Zusammentreffen mir vorzustellen suche, als sei es das erste und als hätte ich die Verwandte eben so höflich, als liebreich zu empfangen, in der Hoffnung, daß wir uns näher kennen lernen werden. Eigentlich hatte M. diesen Einfall; wir benutzen ihn aber Beide und erheitern uns einander, indem wir über unsere neue Kunst zu vergessen scherzen. Wir sind darüber einverstanden, daß solche kleine Kunstgriffe nicht für immer vorhalten können, wir meinen aber doch, daß wir dadurch nur erst zur Gewöhnung im Bessern kommen wollen. Reicht dieser nicht mehr aus, so finden wir schon einen andern, und wenn wir erst an das rechte augenblickliche Vergeben gewöhnt sind, so ist gar keiner mehr nöthig.

Wir sollen die Sonne über unserm Zorn nicht untergehen lassen, schreibt der Apostel recht nachdrücklich. Und gewiß ist eine schnelle Aus-

söhnung nöthig, weil die Kälte so leicht in Abneigung, Abneigung in Widerstreben, Widerstreben in Haß übergeht. Das macht die Selbstsucht des Herzens, die dann aufgeregt und eigentlich aller Lieblosigkeit und Sünde Quelle ist. Ein selbstsüchtiges Herz macht die Übergänge aus einer Verkehrtheit in eine andere größere weit schneller, als die Übergänge aus einer Stufe der Liebe oder des Guten zu einer höheren. Wenn aber die Selbstsucht überwunden ist, so wird umgekehrt, der Übergang im Guten leichter als der im Bösen; denn dann ist der Wille, welcher uns fortbewegt, wie der Wind das Schiff, ein ganz anderer.

Es ist aber nicht genug, daß wir nicht zürnen. Jesus sagt: auch wenn unser Bruder etwas gegen uns hat, nämlich ohne daß wir uns bewußt sind, etwas gegen ihn zu haben, so sollen wir doch lieber vom Altare weggehen, um uns mit ihm zu versöhnen. Denn gewiß, wenn unsre Sanftmuth und Liebe etwas zu dem Heil unsres Mitmenschen beitragen könnte, so wäre dieses das Gott wohlgefälligste Opfer. Eine solche vollkommene Liebe ist der Sinn Jesu Christi. Wenn sie auch unser Sinn wäre, wie viele Mißverständnisse und Feindschaften ließen sich verhüten!

Jeder Mensch baut oder erwirbt sich gern ein Haus, und der Apostel selbst rechnet das Obdach zu unsern Bedürfnissen, und doch kann man weder in der angeschaffenen Natur, noch in der Geschichte der ersten Welt dieses Bedürfniß finden. So scheint mir's auch mit der Kircheneinrichtung. Sie ist wie ein Haus und sie leistet jedem Einzelnen die Dienste eines Hauses, daß sie ihm Schutz und Schauer vor manchen Gefahren giebt, die er oft zwar nicht fühlt, die aber zu anderen Zeiten doch gewiß da sind. Es ist freilich wahr, daß die Menschen in ihrer Naturanlage nicht die Vorstellung von einer solchen Einrichtung mitbringen, so wenig, als sie von Natur Bauverständige sind, und daß auch die ersten Menschen wohl ohne kirchliche Einrichtung, gleichwie ohne Häuser lebten. Aber wenn wir doch die Häuser jetzt entbehren sollten für unsern Körper, oder die kirchlichen Einrichtungen für unsere Religion, wie Vieles würden wir verlieren? Ich verstehe es nicht so recht, die Vergleichung ganz umständlich auszuführen; aber etwas Wahres liegt gewiß darin.

Es ist doch etwas Herrliches um ausgebreitete Kenntnisse, wenn sie mit der Religion des Herzens in engem Zusammenhange sind und weder mißbraucht

werden, noch eitel machen. Sie sind dann eine wahre Gottähnlichkeit in der Weisheit, die nur mit der Heiligkeit und Liebe nicht zerfallen darf. Frömmigkeit kann wohl ohne solche Kenntniß sein, wie ja gewöhnlich bei uns Frauen; aber ein Mann, der beide zugleich besitzt, ist doch eine hohe Erscheinung, vor der wir Frauen uns insgesammt beugen müssen.

Da der Herr nicht will, daß wir mehr als Ja oder Nein sagen sollen, so schweige ich still, wenn man auf das einfache Wort nicht glaubt, außer wenn ich durch die weitere Rede des Andern eines Irrthums überzeugt werde, dann halte ich es für Schuldigkeit, ihm das zu gestehen.

Ich nenne Jesum Christum darum am liebsten meinen Herrn, weil eine Frau schon ihren Mann so nennen sollte. Denn so lieb, als den Mann, muß man ihn doch gewiß haben, und worin soll sich denn die Liebe kund thun, als in Folgsamkeit? Ich denke also gar nicht, daß man mit dem Namen gegen das Gefühl der Liebe fehle; vielmehr meine ich, daß sie sich bei uns Frauen gerade in diesem Namen am lieblichsten ausspreche.

Es gilt als eine Ehrensache, kein Unrecht zu leiden, sondern lieber mit unrechter Selbsthülfe es abzutreiben, und doch ist es Sache des Christenthums, lieber Unrecht zu leiden und Böses mit Gutem zu vergelten, als Unrecht zu thun. Von den Männern maße ich mich nicht an, zu urtheilen; aber ich möchte es nicht erleben, daß unter uns Frauen ein ähnlicher Sinn herrschend würde, wir wären unserm Herzen nach alle verloren. Denn wer von uns nicht Demuth und Vergebung lernen kann, dem ist gewiß nicht leicht zu helfen. Aber haben denn Männer und Frauen nicht einerlei Gesetz, wenigstens in der Hauptsache? Ich muß gestehen, daß ich an den Männern die rechte Kraft sehr hochachte, aber es scheint mir, als ob ein züchtiger Wandel, Herrschaft über sich selbst, bescheidene Festigkeit mehr dazu nützten, als Fechtübungen. Besonders ist es tausendmal schöner, wenn ein Mann sich entrüstet, weil Gott, sein Herr und Vater, beleidigt wird, als weil ihm selber etwas zu nahe gesagt sein soll.

Es freuet mich, daß mein Gemahl ganz wider alle Prozesse ist, und wie er sich darüber erklärt, glaube ich wohl, daß nicht einmal für das äußere Leben ein Schaden herauskommen würde, wenn alle Christen sei-

ner Meinung folgten. Er verlangt, daß man persönliche Beleidigungen wegen des Evangeliums vergessen, oder bloß ruhig und deutlich beantworten solle. Wenn aber, wie das meistens sei, irgend eine Berechtigung von Zweien in Anspruch genommen werde, die nur Einem zustehen könne oder solle, so habe man nach dem Evangelium wieder nur nachzugeben. Es sei gar keine Gefahr dabei, daß darunter die Pflege der Gerechtigkeit im Lande leide, vielmehr werde sie dadurch gewiß am schnellsten verbessert. Denn die Obrigkeit, welcher die Pflege zustehe, erfahre doch immer jeden Vorfall, weil er ihr im Nothfall ohne Anstand vorgetragen werden könne, und dann werde es ihre heilige Pflicht, jede Sache selbst untersuchen zu lassen, ohne daß der Unschuldige weder Mühe noch Kosten habe. Sie werde dann selbst schon darauf denken, die Verordnungen auf die deutlichste Art abzufassen, von den Berechtigungen jeder Gemeinde und jedes Einzelnen Verzeichnisse aufzunehmen, und etwa den Predigern in Verwahrung zu geben, damit die Gemeindeältesten jedes Unrecht oder jede Ungewißheit bemerken und ihr anzeigen könnten. Dann werde die ganze Verwaltung bald eine andere Gestalt bekommen; mehr als drei Viertel der Prozesse würden wegfallen, die Gesetze würden deutlicher, die Unterthanen von dem schädlichen Gerede und Zanken abgehalten und mit den Landesrechten, so

weit sie ihnen nöthig seien, desto besser bekannt. Daß jene Verzeichnisse bei den Predigern zu finden seien, müße darum eingerichtet werden, weil man doch nicht so viel andere Beamte überall anstellen könne, als schon Prediger da seien, und es sei dabei keine Gefahr, weil ja die Prediger keine Macht zum Rechtsprechen hätten, sondern nur bei den Gemeindeältesten gegenwärtig sein müßten, damit diese als Schiedsrichter ihre christliche Schuldigkeit thäten. Für eine solche Verbesserung Unrecht leiden, wie es anfangs wohl eintreffen könne, das, sagt mein Gemahl, sei der unaussprechlichen Folgen wegen wohl der Mühe werth. Und Gott werde dem Beeinträchtigten darum allen gelittenen Schaden gewiß innerlich und äußerlich nach seiner Weise reichlich ersetzen. — Das war so ungefähr die Meinung meines Gemahls. Was der Landrath dawider einwandte, habe ich nicht recht verstehen können; es war vielerlei, aber am Ende schien er doch nachzugeben.

Wie kam es doch, daß uns das nicht sogleich einfiel, was die Sanftmuth und Liebe gegen übelwollende und uns abgeneigte Menschen am leichtesten macht? Dieses nämlich. Wenn nichts ohne des Vaters Willen geschieht, so gewiß auch dann nicht, wenn etwas gegen seinen Willen unternommen wird. Vielmehr

weiß er dann dasjenige gut zu machen, was Menschen böse zu machen gedachten. Die Hohn- und Spottreden und dergleichen sind ganz gewiß nur Mittel, wodurch er uns segnet, sobald wir ihn nur lieb haben. Und wenn diejenigen, welche sie sich erlaubten, auch nichts weniger wollen und denken, so sind sie doch Werkzeuge in Gottes Hand. Denn da er überall Herr ist, so entzieht sich ihm Keiner; aber ein Theil der Menschen sind in seiner Hand als Kinder, und der andere Theil als Werkzeuge. Wer jenes nicht will, der bekommt als ein schlechteres Loos das letztere Theil. Nach seinem heiligen Wesen aber wirkt Gott durch beide Gutes. Oder ist es uns nicht gut, daß wir Geduld, Sanftmuth, Ergebung lernen? Wenn nun aber auch die Übelwollenden und Unfreundlichen uns Gutes erweisen, sei's auch gegen ihren Willen, warum sollten wir sie nicht als Werkzeuge Gottes lieben, da wir sie als Kinder Gottes nicht lieben können?

Es ist schrecklich, daß die Thoren in ihrem Herzen sprechen, es sei kein Gott. Aber es ist leider so wahr, daß jeder Mensch in der Zeit seiner Thorenhaftigkeit ein wirklicher Gottesläugner ist. Der Glaube schwimmt dann wohl auf der Oberfläche der Worte und unbeachteten, flüchtigen Vorstellungen, wie ein ausge-

wurzelter Baum auf der Oberfläche der Fluthen, die ihn gestürzt haben; aber aus dem Grunde des Herzens ist er gewichen. Ja, ich möchte sagen, jeder wissentlichen Sünde gehe die Gotteslaugnung im Geleit; der Stolz und die Eitelkeit aber, oder alle Selbstsucht sei eine immerwährende Verläugnung.

Der Mensch kann wohl dem Leibe nach altern, kraftloser, schwächer werden; aber das Welken des Leibes ist darum kein Welken und Altern des Geistes, des Inwendigen. Es ist gewiß sehr wohlgethan, daß man sich dieses recht oft vorstellt und deutlich denkt. Der Geist kann immer jung bleiben, wenn er sich nur an dem frommen Glauben hält; denn das einzige, wodurch er gleichsam altert, ist die Sünde: wie er aber an dem Heilande sich stützt, so findet er in ihm den Baum des Lebens, dessen Früchte ihn innerlich immer ermuntern und verjüngen. Zum Theil ist dieses schön dargestellt in Rosaliens Nachlaß von Jacobs; es fehlt aber auch nicht an vielen beweisenden Beispielen aus der wirklichen Welt. Auch der Apostel Paulus muß an sich dasselbe erfahren haben, weil er schreibt: obgleich mein äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert.

Sehr Unrecht scheint es mir, von einem Kinde den vollen Dank für alles dasjenige zu erwarten, was wir ihm durch Liebe, Pflege, Erziehung und auf sonst andere Art wirklich Gutes erweisen. Haben wir denn nicht auch empfangen, ohne zu bezahlen, und thun wir mehr als Schuldigkeit, wenn wir den Rückstand an diejenigen abtragen, die von Gott uns zugeschickt sind, um ihn einzufordern? Wenn aber auch irgend einmal eine Mutter oder auch ein Vater sich mit Wahrheit rühmen könnte, den Eltern alle Liebe und Sorge vergütet zu haben, oder wenn sie auch als Waisen ohne Pflege aufgewachsen wären, so hätten sie doch Unrecht, wenn sie ihre Wohlthaten nur gegen erwartete Wiedererstattung ihren Kindern erweisen wollten. Denn wo das Ordnung wäre, die Gottes Willen entspräche, was bliebe den Kindern für Obliegenheit, um in spätern Jahren für ihre Nachkommen so vieles zu thun, dessen Dank sie vielleicht nicht erleben? Nein, wir sind Alle Schuldner, und darum sollen wir Alle Wohlthäter sein, die nicht rechnen. Das alles ist aber nur noch bloße menschliche Vorstellung nach der Rechnungsart, wie die lieblose, den Lohn vorausbedingende Selbstsucht rechnet. Denn wo Liebe ist, da rechnet man nicht. Die rechte Liebe findet bei allem, was sie für ein Kind oder sonst Jemand thut, den vollen Lohn eben in den Mühen, die sie sich macht.

Gewöhnlich denke ich mir den Heiland gar nicht als leidend, als Schmerzen tragend, sondern vielmehr in einer so ruhigen, kraftvollen Schönheit, wie wir uns die Engel vorzustellen oder zu malen pflegen, nur erhabener, und die Augen wie zwei leise in unsre irdische Dämmerung vorbrechende Strahlen von dem Throne des Herrn. Das mag wohl daher kommen, weil ich mir, je nachdem mir's im eigenen Leben durch kleine Ähnlichkeiten beifällt, bald diesen, dann jenen Auftritt aus der Zeit seines Wandels in's Gedächtniß des Herzens rufe; und die meisten Scenen seines Lebens zeigen ihn doch, wie mich dünkt, in einer unbeschreiblich herrlichen Ruhe. Ich würde es nicht zu sagen wagen, aber ich glaube, daß sich in meine Vorstellung von dem Gottessohne einige Züge von dem Bilde verloren haben, das in der Orangerie steht und den Apoll vorstellen soll. Warum sollte man nicht vermuthen dürfen, daß selbst ein heidnischer Künstler es habe ahnen können, wie sich das wahrhaft Göttliche durch den Schleier der irdischen Gestalt offenbaren müsse? So wie jenes Bild erscheint er mir zum Beispiel, wenn ich ihn in der Nacht im Schiffe denke, wo er die stürmischen Wellen beschwört, oder im Tempel, da er die unverschämten Wechsler und etwas sanfter die Taubenhändler daraus fortwies. Freilich ist mehr reine Unbeflecktheit in der Gestalt, die ich denke, als es ein

Nicht-Christ sich denken konnte. Die Vorstellungen wie sie die Gemälde unsrer christlichen Maler geben, scheinen mir aber meist zu gedrückt, als ob eine solche Seele, wie sie der Allerliebenswürdigste hatte, von den Leiden vor seinem Tode so hätte gepreßt werden können, daß ihr Druck in seinem Antlitz Spuren gelassen. Die Leiden, welche ihn eigentlich überschütteten, kamen ja doch erst am Ende, und selbst da — wie war er noch vor Pilatus der herrliche, feste, der er sonst war; ja, mich dünkt, auch, als er gegeißelt dem Volke vorgestellt wurde, mußte noch das volle Göttliche in ihm herrlich wie die Sonne zwischen Gewitterwolken durchbrechen. Die Gemälde, die man Ecce homo nennt, sind darum meinem Gefühle nicht ganz entsprechend. Aber damals, als er mit den Seinen Abendmahl hielt, bis dahin, wo er von dem Engel getröstet wurde, damals war, nach meinen Gedanken, die Verfinsterung dieser ewigen Sonne, und wenn ich beim Empfangen des heiligens Mahls oder in der Passionszeit an diese Stunden seines Lebens so ganz unmittelbar erinnert werde, dann weiß ich meiner Wehmuth keinen Raum, dann kann ich meine Augen gar nicht bemeistern; dann bete ich nichts, als dem Sinn nach die Worte: o Mann der Schmerzen, unschuldiger Gottessohn, könnte dir meine feurigste Liebe doch nur den tausendsten Theil deiner Leiden vergelten!

Mein geliebter Mann lieset uns jetzt in den Abendstunden, abwechselnd mit dem Pfarrer, die Schrift vom Reiche Gottes von dem berühmten Prediger Heß in der Schweiz vor. Eine Frau, die in ihrer Jugend einmal etwas von der Weltgeschichte gehört hat, sollte dieses herrliche Buch immer auch lesen, besonders, wenn ihr in belehrenden Gesprächen noch einiges erklärt wird. Es ist im Ganzen faßlich und ein Beweis, welchen großen Segen ein gebildeter Verstand für den Glauben bringen könne, wenn er demüthig bleibt. Mir ist bei dem Buche, als wenn ein verständiger Knabe, Sohn des Hauses, uns in den Anlagen und Fabriken seines Vaters umher führte und immer spräche: dieses hat der Vater aus solcher Absicht gethan, jenes aber um den Zweck zu erreichen. Selbst in den Wiederholungen meint man die Kindeseinfalt zu hören, die doch von des Vaters Absichten und Unternehmungen mehr weiß, als wir Neuankommenden errathen könnten.

Der Sinn für das eigentliche Schöne ist mir erst durch Beihülfe Jesu Christi aufgeschlossen. Denn früher hatte ich gar kein richtiges und unbefangenes Urtheil, sondern wurde von der herrschenden Mode und der französischen Lectüre geleitet. In der Anordnung

des Hauses, der Mobilien, der Kleidung folgte ich dem, was in der Nähe oder Ferne eben galt. Über Gemälde, Statuen und Gebäude sprach ich nach, was ich von solchen gehört hatte, die ich für Kenner hielt. Bei Dichterwerken glaubte ich selbstständiger zu sein; es waren aber doch nur fremde Regeln, nach welchen ich meinen Beifall abmaß und wobei ich meinem eigenen Gefühl Gewalt anthat. Über Schönheiten der Natur folgte ich einer gewissen Sentimentalität, die mir Convenienz zu sein schien, hatte aber in Wahrheit wenig Empfindung dabei. Und was man schöne Handlungen nennt, das war mir vollends so gut wie unbekannt; denn ich konnte sie nicht ohne die Form der höflichen Sitte denken. Jetzt hat sich in diesem Allen unbeschreiblich viel geändert. Ich könnte Haus und Möbeln mein Leben lang in derselben Form lassen, ohne eine Änderung auch nur zu wünschen, wenn sie nur sauber und einfach sind. Diese reinliche Einfachheit ist auch das Vornehmlichste, was ich bei meinen Kleidern suche. Über Musikwerke, Gemälde, Statuen, Gebäude und Dichtungen pflege ich jetzt zu schweigen, weil ich einsehe, daß mir die Künste zu unbekannt sind; dagegen weiß ich in mir selber viel bestimmter, welchen Eindruck sie auf mich machen. Die Natur ist mir jetzt erst eigentlich schön geworden; ja, eine einfache Blume kann mir jetzt weit herzlichere Freude

machen, als früher die außerordentlichste Naturscene. Und was es heiße, schön handeln, das habe ich erst gelernt, seit des Heilands Leben in seiner milden Hoheit so ganz ausführlich mit allen Begegnissen mir innerlich gegenwärtig ist. Ein eigentlicher Künstler möchte alles, was ich jetzt von Schönheit gelernt habe, noch wohl für sehr wenig halten. Aber für mich, die ich sonst ganz ungebildet darin war, ist es doch so viel, als mir nur möglich sein mag. Vielleicht ist es die größere Aufmerksamkeit auf das eigene Herz und die mehrere Freiheit von fremdem Einfluß, welche den Freund des Heiligen und den des Schönen einander nähert. Denn so viel glaube ich zu verstehen, daß man ohne Unabhängigkeit von Mode und Vorurtheil, und ohne Wahrheit gegen das eigene Herz, auch kein rechter Künstler werden könne

---

Es wird unserm Freunde W. M. unerwartet sein, daß er sogar von mir einen erklärenden Beitrag zu seinem räthselhaften Lehrbriefe erhalten kann, so wie es mir unerwartet war, ihn zu finden. In den Briefen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von dem trefflichen Sailer *) stehen auch Briefe eines

*) München, bei Jos. Lentner. 5 Sammlungen. 1800.

gewissen heiligen Nilus. Darunter ist einer an Letvius, der blos folgende Worte enthält: Nichts bedürfen wir so sehr als die Zeit, denn die Kunst ist lang, das Leben kurz, der Tod nahe. Wache, o Mensch! Mich dünkt, in diesem Zusammenhange und besonders in dem Munde eines Frommen ist Sinn in den Worten. Es wäre mir lieb, wenn unser Freund diesen ursprünglichen und ächten Sinn sich gefallen ließe, der bei der Denkart der vermuthlichen Schreiber seines Lehrbriefes natürlich verloren gehen mußte.

Jesu Worte sind ganz anders, als aller andern Menschen Worte; sollte das nicht Jeder fühlen müssen? Sie sind wie helle Blicke des Lichtes Gottes auf eine ganze weite Gegend, die tausendfache Dinge auf einmal erhellen. Man staunt, wenn man die wenigen Sylben ansieht, die einzeln für sich einen so alltäglichen Sinn haben, daß sie zusammen eine Wahrheit einschließen, die das ganze Herz und Leben durchleuchtet und durchwärmt. Wenn andre Menschen in allgemeinen Behauptungen reden wollen, so fühlt man jederzeit, daß darin neben manchem Richtigen auch viel Falsches sei. Christus aber redet wie die eigene Stimme des Gottes, der das Leben gemacht und,

wie Sirach sagt, ihm ein Gesetz gegeben hat, und der darum in Offenbarung und Auslegung dieses Weltgesetzes nie um ein Geringes irrt. Alle menschlichen Behauptungen verlieren an Glanz, wie man darüber nachdenkt; aber des Heilands Reden sind so unerschöpflich an Gehalt, daß noch immer mehr darin scheint, je mehr man schon daraus für sein Herz entnommen hat.

In Krummachers Festbüchlein findet sich viel Herzliches und Schönes. Nur irret es mich häufig im Lesen, daß der Schriftsteller das Christliche und Fromme als schön und kindlich eigentlich absichtlich darstellen zu wollen scheint. Sollte man nicht glauben dürfen, daß es die höchste Schönheit und Einfalt immer ganz ungesucht in sich selbst habe, sobald es nur ganz rein ausgesprochen wird? Daß es also des erst geliehenen und unwesentlichen Reizes weder bedürfe, noch verlange? Wenigstens glaube ich nicht, daß alle Herzen, die mit liebevoller Erinnerung an den Auftritten von des Heilandes Geburt hangen, einer würzenden Zuthat des Dichters bedürfen, um die höchste, ganz einfache Schönheit aller Umstände zu empfinden. Die aber, welche sie etwa fodern möchten, werden vielleicht nie zufrieden zu stellen sein; denn ihnen scheint eben

das zu mißfallen, was aus keiner Darstellung wegbleiben kann.

Es kommt in dem Evangelium so oft vor, daß wir durch den heiligen Geist sollen Gottes Kinder werden, daß ich glaube, man müsse diese schöne Verheißung ganz eigentlich nehmen. Von Natur stammen wir zwar von dem Höchsten ab und haben von ihm Leib und Seele; aber ich sehe nicht, daß man uns deswegen schon eigentlich seine Kinder nennen könne. Denn Kinder sollen doch eine unterscheidbare Familienähnlichkeit mit ihren Eltern haben; es müssen gewisse Züge des Wesens ihre Herkunft merklich machen; sie müssen sich auch zu der Eltern Hause halten und Kindesrecht genießen. Wo alles das fehlt, da ist es wenigstens ganz ungewiß, ob man sich nicht in ungebührlichen Anmaßungen überhebt, wenn man sich ein Kind nennt, da man vielleicht nur bloßes Werk ist, wie der Mensch sich etwa einen Hausrath macht oder ein Buch schreibt, die zwar Spuren seines Geistes enthalten, und doch etwas ganz anders als seine Kinder sind. Paulus sagt aber, diejenigen, welche der Geist Gottes treibe, seien Gottes Kinder. Der Geist Gottes, stelle ich mir vor, ist etwas ganz anderes, als unsere eigene Seele, sowohl an Herkunft, als an Wesen. Er

ist das eigentliche Wesen Gottes, das auf eine unbegreifliche Art von uns empfangen und aufgenommen wird. Da der klügste Mensch, so viel ich weiß, nicht einmal den Ursprung des gewöhnlichen Lebens und Bewußtseins erklären kann, so sollte ich denken, es sei nichts Auffallendes, daß er auch den Ursprung des höheren Lebens räthselhaft und unbegreiflich findet. Darum kann die Sache selbst doch ihre volle Richtigkeit haben, und wer sie in sich erfahren, wird daran nicht zweifeln. Es ist ganz eigentlich ein fremdes, von unserm natürlichen Leben durchaus verschiedenes Wesen, das in uns hineinkommt. Man sieht wohl den Unterschied, aber man begreift nichts davon; nicht einmal den Anfang desselben in uns kann man genau angeben. Nur daß zuerst das Bewußtsein das neu hinzugekommne Wesen als etwas Fremdes unterscheidet, nach und nach aber so mit sich verbindet, daß es selber unmerklich verwandelt wird. Was soll ich sagen? Es ist wie die Verwandlung des Wassers in Wein auf der evangelischen Hochzeit, wie die Veränderung des Eisens in Kupfer bei Goslar, oder auch wie die Umwandlung einer Raupe in einen Schmetterling. Das Alte wird versehrt, und ohne daß man dem Wechsel nachspüren kann, kommt ein Neues an dessen Stelle. Die Gestalt des Gemüths bleibt äußerlich dieselbe, es ist dasselbe Bewußtsein, dasselbe Gedächtniß, derselbe

Verstand, gleichwie Wasser und Wein äußerlich einander sehr gleich sind. Und doch ist das Wesen ganz verändert und hat eine Fähigkeit zur Stille, zur Freude, zur Andacht, zur Liebe, die ihm zuvor ganz fehlte. Dieses neue Wesen aber hat die Familienähnlichkeit mit Gott, die Kinder mit ihren Eltern haben müssen; es fühlt sich auch bei Gott wie bei seinem Vater heimisch, und die kindliche Gesinnung gegen ihn ist ihm natürlich.

Indem ich das eben Niedergeschriebene wieder durchlese, bin ich zweifelhaft, ob ich in die göttlichen Geheimnisse mich nicht zu tief hineingewagt habe. Auch erkenne ich wohl, daß ich nur einen Theil von dem Geschriebenen an mir selber erfahren, und daß ich die völlige Gestalt eines Kindes Gottes noch sehr entbehre. Wenn darum das Erste meine eigne Erfahrung ist, so ist das Letzte nur meine Vorstellung darüber, wie es, so fern Gottes Beistand weiter hilft, werden müsse.

Die Freude und irgend etwas, das Freude machen kann, zu verdammen, ist ohne Zweifel ganz wider den Geist Christi; wem ist denn die Freude erlaubter, als dem, der am sichersten sein kann, daß er sie nicht mißbraucht? Jeder, der es sich sagen darf, daß er das ihm anvertraute Kleinod

des frommen Sinnes und der Gottesliebe nicht zu hüten vergisset, jeder, der, was er genießt, als Gottes Gabe zu genießen versteht, hat eine von Gott ihm durch sein Gewissen zugesicherte Freiheit zur Freude und eine solche Empfänglichkeit dafür, wie sie allen anders Gesinnten fehlen muß. So halte ich nichts für erlaubter, als Conzerte und Schauspiele zu besuchen, wenn sich eine solche Gelegenheit anbietet, die des Besuches werth ist. Und ich begreife nicht, wie man darin etwas Gefährliches oder Bedenkliches sehen könne. Alles, was gesungen oder gesprochen wird, ist doch im schlimmsten Fall nicht schlechter, als was man täglich in Gesellschaften hören muß. Dagegen fehlt es nicht leicht, daß man Veranlassung zu neuen, für unser Gemüth sehr wichtigen Gedanken bekommt, weil man seinerseits sich still hält und nicht mit einzustimmen, nicht einmal laut zu widersprechen braucht.

Hätte ich eine Gesellschaftsregel festzusetzen, so glaube ich, würde die allererste sein, daß Niemand den Andern lobe, und erst die zweite, daß Keiner von dem Andern Böses rede. Denn es ist kaum ein Fall zu denken, wo das Lob nicht schaden könne, außer bei den ganz an sich selbst Verzagenden, und selbst da möchte es noch immer besser sein, durch Hinweisung auf Gottes Kraft

in unsrer Ohnmacht zu trösten, als durch Vorspiegelung eigener Stärke, die doch vielleicht nicht da ist. Es giebt eine Selbstsucht (Egoismus) des Neides und eine der Eitelkeit. Jene redet gern Böses, diese will gern gelobt sein. Aber ich glaube, dem neidischen Egoisten, der sich für zu arm hält, möchte noch immer leichter zu helfen sein, als dem eitlen; denn er hat wenigstens offnere Augen und achtet auch auf Personen außer sich; der eitle aber ist so verblendet, daß er in einer falschen Genügsamkeit alles das zu beachten versäumt, was ihm je die Augen öffnen könnte. Besonders sollte man nie diejenigen loben, welche nach der Frömmigkeit und dem Reiche des Herrn streben; denn sie bedürfen es ganz unerläßlich, sowohl der neidischen als der eitlen Selbstsucht abzusterben.

Immer bin ich besorgt, daß mein Leib in irgend einem Stücke zur Herrschaft kommen möge. Denn er hat an der ganzen sichtbaren Welt einen treuen Verbündeten, und sobald ihm der Wille freigelassen wird, schließt er diesen Bund so fest, daß der armen Seele nichts anders übrig bleibt, als sich der überlegenen Macht zu ergeben. Sie wird dann, vereinzelt wie sie ist, von Leib und Welt wie eine Gefangene in

die Mitte genommen und unter dem Schein der Achtung dazu gemißbraucht, um beiden Herren zu dienen und ihren Bund, der sie zur Sclavin gemacht hat, gegen den schlechten Sold des nichtigsten Vergnügens als Vermittlerin im Stande zu halten. Wenn sie vor diesem Unglück sich hüten will, so muß sie vor allen Dingen nicht so stolz sein, allein und ohne Hülfe gegen die überlegenen Feinde stehen zu wollen, sondern es für keine Schmach halten, an ihrer Seite auch einen Verbündeten zu suchen, der sie eben so unterstützt, wie der Leib von der sichtbaren Welt unterstützt wird. Dieser Verbündete aber ist der allmächtige Gott und die Kräfte der unsichtbaren Welt. Wenn die Seele sich mit ihnen in Einigkeit und Bund hält, so kann es nicht fehlen, daß sie ihre Herrschaft behauptet. Sie trennt alsdann den Bund des Leibes mit der Welt und führt ihn als Gefangenen mit sich, wohin sie will. Aber Wachsamkeit ist ihr immer im höchsten Maße nöthig. Denn der Leib sucht den Bund mit der Welt immer wieder, besonders wenn er vormals durch denselben die Herrschaft behauptete, und die Welt vergißt auch nie der Lockung und Reizung. Am sichersten hält die Seele sich gewiß an denjenigen, der sie aus ihrer Knechtschaft frei gemacht, die Welt ihr zum Vortheil überwunden und sie in den Bund mit Gottes Allmacht geführt hat, nämlich an den Heiland.

Ja, ich bin meines Theils ganz fest überzeugt, daß ohne diesen Mittler der Bund der Seele mit Gott ganz zerfallen müsse, und daß eben damit der Sieg der Welt schon im voraus entschieden sei. O, wenn doch nie das Herz so trotzig würde, es im falschen Gefühle seiner Stärke mit den Feinden allein aufnehmen zu wollen, deren Macht es noch nicht kennt! Der Freundschaftsbund mit Christo ist ja keine Schmach, und er giebt allein die Gewißheit ewiger Freiheit.

Es mag recht angenehm sein, die Dinge außer sich zu kennen und in vielen Sprachen und Wissenschaften eigentlich gründliche Kenntnisse zu haben; aber doch fürchte ich dabei gar keine Gefahr, wenn ich mir gestehen muß, daß ich unsäglich vieles nicht weiß und mich mit vielen meiner Vorstellungen im Irrthum befinde. Dagegen giebt es außer dieser äußern Wahrheit noch eine innerliche, und die hat der Herr gemeint, als er sich den König der Wahrheit nannte. Diese innerliche Wahrheit ist, wie mir vorkommt, der Grund alles Guten, und giebt die Weisheit, welche vor Gott gilt. Sie zu kennen, ist für uns nicht schwerer, als für die Männer; sie nicht zu haben, ist der größeste

Schaden für alle Menschen ohne Ausnahme. Aber ich weiß nicht recht, wie ich diese innere Wahrheit beschreiben sollte, wenn mich Einer nicht verstände; ich denke aber, Jeder müßte es wissen, wenn man nur sagte, es sei die Wahrheit, welche in gar keiner andern Lehre und Wissenschaft vorkommt. Zum Beispiel, daß wir nichts als Eigenthum besitzen können oder sollen, sondern Alles, auch uns selber, an Gott, als den Allein-Herrn, übergeben, das ist ein Stück dieser Wahrheit. Wer das nicht begreift, der ist in einem gefährlicheren Irrthum, als wenn er tausend Namen der Erdbeschreibung und Geschichte falsch nennte. Diese innere Wahrheit ist auch ganz etwas andres, als bloße Wahrhaftigkeit; denn das beweiset schon das genommene Beispiel. Wer sie hätte, der wäre nicht blos wahrhaftig, sondern auch der Allerweiseste. Und daß niemand als ein Christ sie haben könne, ist wohl gewiß — nämlich ein solcher Christ, der die göttliche Lehre nicht als äußerliche Wahrheit betrachtet, sondern als einen Unterricht, um die inwendige Lüge und Täuschung zu entfernen.

Es wäre mir ganz unbegreiflich, woher diese feste Überzeugung, daß mein Glaube wahr und gewiß sei

kommen solle, wenn sie nicht von Gott selber käme. Wenn ich in andern Dingen etwas für ausgemacht wahr halte, und nur mein Kammermädchen oder sonst Jemand, der wenig Gründe anzuführen weiß, versichert das Gegentheil, so fühle ich mich alsbald zweifelhaft und fange an von neuem nachzudenken. Aber wenn auch die klügsten Menschen insgesammt mir einredeten, daß mein Glaube an die Versöhnung und mein Hingeben an den Unsichtbaren falsch sei, wenn sie auch alle erdenklichen Gründe vorbrächten, ja, wenn mein Gemahl selbst, oder sogar Propheten und Apostel aufträten, um wider ihren eigenen Glauben zu streiten, so könnte ich sie gewiß nur bedauern, aber ich könnte doch nicht im geringsten ihnen Recht geben. Je furchtsamer ich sonst bin, und je weniger man mir Hartnäckigkeit vorwerfen könnte, desto merkwürdiger ist mir selber diese Sicherheit. Und doch weiß ich gar keine eigentlichen Gründe anzugeben; ich würde mich nicht einmal auf die heilige Schrift berufen, weil es ja auch leicht Jemanden einfallen könnte, an ihr wie an Christo zu zweifeln; ich wüßte nichts anders zu sagen, als: ich weiß es ganz gewiß, daß ich Recht habe und Ihr Unrecht. Woher sollte nun eine solche Gewißheit kommen, wenn nicht von Gott? Käme sie von irgend einem Menschen, so müßte ich es ja wissen, und wenigstens dann zweifelhaft werden, wenn der-

selbe andern Sinnes würde. Käme sie aber von mir selber, so würde ich sie, wie gesagt, nicht einmal gegen den Geringsten zuversichtlich behaupten.

Wunderbarer ist wohl keine Übereinstimmung, als diejenige, welche sich unter allen Mystikern findet, die ich kenne. Einst, wie ich noch wohl weiß, fühlte ich ein leises Grauen, so oft ich von einer Person hörte, daß sie zu den Mystikern gehöre; ich dachte mir, wer weiß was für Seltsamkeiten in ihrem Verstande und was für Gefahren bei ihrer näheren Bekanntschaft. Ungefähr, als wenn ich Jemanden einen Philosophen oder eine Schrift philosophisch nennen hörte; dann fühlte ich auch einen Respekt, wie vor lauter Griechischem und Hebräischem. Nachdem ich aber mit Fenelon's, der Guyon, Bourignon, Berniere's und anderen Schriften schon ganz vertraut war, hörte ich hintennach, daß das eben die so gefürchteten Mystiker, und zwar keine der unberühmtesten seien, und daß ich schon mitten unter den Leuten war, die man mir so gefährlich gemacht hatte. Ich lernte aber auch, wie gesagt, daß alle Mystiker so wunderbar übereinstimmen, als hätten sie sich mit einander verabredet, oder als hätte ein einziger Mensch unter so verschiedenen Namen und zu so verschiedenen Zeiten geschrieben.

Alle erzählen uns, ich möchte sagen, eine in ihrem Inwendigen vorgegangene Geschichte, und bei Allen trifft diese Geschichte so durchaus überein, daß Jeder, der nur eine gelesen, den Gang aller folgenden kennt. Die Worte sind vielleicht verschieden; aber selbst die bedeutendern Worte kommen ungefähr gleichlautend an der gehörigen Stelle fast ohne Ausnahme bei Allen vor. In der Reihenfolge der inneren Zustände und in der Art, wie sie angesehn und geschätzt werden, kann ich mich aber gar keiner Ungleichartigkeit besinnen. Unmöglich kann diese Übereinstimmung daher kommen, daß etwa Jeder der Nachfolgenden seinen Vorgänger gelesen und ihm nachgeschrieben hätte; denn wer die Geschichte des Inwendigen nicht selbst erlebt hat, der fühlt gewiß keine Neigung, sie zu beschreiben und damit sich selbst zu verurtheilen. Wer sie aber selbst erlebt hat, der wird sich auch das Recht nicht nehmen lassen, als ein unmittelbarer Zeuge sie zu erzählen, wie er selbst sie kennt. Sie muß, meine ich, bei Allen ganz einerlei gewesen sein, diese Geschichte des Innern, weil Alle sie ganz einerlei beschreiben. Und eben darum scheint sie auch nicht von Menschen, nach ihrer eigenen Willkühr, sondern von Gott selbst in dem Gemüthe angefangen und fortgeführt zu sein. Denn wie in aller Welt sollten Menschen auf einem Wege richtig zum Ziele kommen, wo sie nach eigenem Ge-

ständniß keinen Schritt voraussehen und auch keinen Schritt voraussehen wollen, sondern sich ganz einer fremden Führung, der Leitung Gottes, anvertrauen? Wenn das nichts als Phantasie ist, so würde ja diese, auf alle kluge Überlegung und auf allen eigenen Willen verzichtende Phantasie uns weiter führen, als alle noch so besonnene Vernunft, und alle noch so thätige Willenskraft. Denn wer stellt nicht Fenelon über tausend andre kluge Männer; wer möchte nicht lieber eine Dienstmagd, wie Armelle, als eine Gräfin, wie ich, sein? So viel hat doch aber die bloße Phantasie ohne Überlegung und Willen noch bei Keinem gegolten und bei Keinem geleistet. Gebe man doch Gott die Ehre und glaube, daß er noch immer der Seele seiner Kinder Herr und Hirt sei. Nur er kann das Herz gewiß machen, und nur er versteht es als Erzieher, seine Zöglinge überall auf ganz gleiche Art zu bilden. Gleichwie nie sechzehn menschliche Schriftsteller so überein geschrieben haben, wie die sechzehn Propheten, so werden nie menschliche Erzieher Andre oder sich selber so gleichförmig erziehen, daß alle dieselbe innere Geschichte erlebten. Der Mensch kann die Natur (Temperament, Talent und Neigung) nicht überwinden, und daher kömmt der Unterschied seiner Zöglinge. Der Herr der Natur aber kann, was dem Menschen unmöglich ist; denn er bleibt ja Herr — und daher kommt die Gleichheit der Seinigen.

Es ist doch wirklich zu bedauern, wenn große Dichter, Männer, die mit dem Schönen so vertraut sind, nichts als die Formen zu veredeln gelernt haben, und die eigentliche, wesentliche Schönheit so empfindlich mißverstehen. So scheint mir der Fall mit dem berühmten Göthe zu sein. Daß er ein großer Dichter geworden wäre, wenn sein eigenes Herz sich nicht unüberwindlich gezeigt hätte, gebe ich gern zu; denn in allen Stücken, welche nicht das Herz und seine heilige Würde und Verklärung angehen, scheint er's wirklich geworden. Nun aber kommen mir seine Arbeiten und die einzelnen Personen, die er darin schildert, wie Statüen aus Gyps vor. Auf den ersten Blick sehen sie sich an wie himmlische Erscheinungen — und doch sind sie nichts weiter als Erde. Ihr Äußeres spricht, aber ihr Inwendiges ist formlos und stumm. Wer, wie einst W. M. schön sagte, das Leben selber für den höchsten Gegenstand der Kunst hält, der muß über sie urtheilen, wie nach Herders Paramythien Abraham über die aus Erde geformten Götter seines Vaters.

Das Wesen, welches dem Jünger des Einzigen eigenthümlich ist, weiß ich nicht besser zu nennen, als wiedergewonnene Unschuld. Nur wer die Un-

schuld, die er verloren, in ihrem unaussprechlichen Liebreiz an dem Allerreinsten kennen lernte, wer mit heißer Wehmuth nach ihrer göttlichen Herrlichkeit verlangte, und den Schaden der Befleckung mit einem, ich möchte sagen, tödtlich herben, bittern Gefühle empfand, nur der dürstet wieder mit einem, seine ganze Seele einnehmenden, gefangen haltenden Durste nach dem weißen Liliengewande, das die Töchter Gottes tragen, die Seelen, welche der Höchste liebt. Nur Christus, wahrlich nur er allein mit seiner Hoheit, Reinheit, Lieblichkeit, mit der wunderbaren Verbindung der zartesten Kindlichkeit und des edelschönsten Heldensinnes, nur er kann dieses sehnende, brennende Bereuen und Zurückwünschen in uns erwecken. Und nur er kann dem unermeßlich großen Wunsche zur Erfüllung helfen. Daß er die Sünder annimmt und sich der Sünder annimmt, daß er sie, die an Allem verzagen, mit seiner Liebe noch tröstet, und ihnen dadurch die Hoffnung wiedergiebt, daß er gerade für sie in den Tod geht, wie um seine unüberwindliche Liebe zu ihnen aufs stärkste zu bewahrheiten, daß er ihnen, wie ein Sohn aus des Königs Zimmer, die Begnadigung herausbringt, daß er mit seinem Beispiele ihnen vorleuchtet und mit seinem Geiste auf eine unbegreifliche und doch nicht in Zweifel zu nehmende Weise innerlich verbunden ist — das und nichts anderes kann uns

der verlornen Unschuld wieder zuführen. Es ist wahrlich nicht zunächst der Himmel, es ist die Unschuld, welche das Herz zurückverlangt. Wenn man aber es mit bebender Freude denken darf: Herz, du hast nun den Stand der Kindlichkeit gegen deinen Vater wieder und ruhest innerhalb seiner sanften Arme, das ist freilich eine Seligkeit, die sich nicht beschreiben läßt.

Anfangs, wenn ich an das Glück dachte, welches die innige Liebe zu dem Einzigen giebt, kam ich in eine Art von Entzückung, von süßer Betäubung oder, wo es erlaubt ist, das Reine mit etwas Sündlichem zu vergleichen, in einen Rausch des Gefühls, wo Vergangenheit und Zukünftiges sich mit dem gegenwärtigen Augenblick vermengten, wo mein Auge voll und mein Blut warm wurde, und ich nur irgend eine körperliche Bewegung oder Gelegenheit zum Sprechen oder Singen suchte, um das Übermaß meiner Zufriedenheit zu beschwichtigen. Nach und nach wird mir dieses Glück gewöhnlicher, aber ich weiß bestimmt, es ist mir nicht kleiner, vielmehr größer und nur eigener geworden. Es hat sich jetzt mit der köstlichen Ruhe verbunden, und wenn es zuvor dem durchsichtigen, aber noch bewegten Strome glich, so gleicht es

jetzt dem eben so klaren, aber den ganzen Himmel abspiegelnden See. Es kommt mir vor, als ob ich da einen wie stolz aussehenden Vergleich schreibe; aber sollte ich die Gabe meines Herrn nicht preisen? Es ist ja nicht der unwerthe Besitzer, es ist der herrliche Geber, der dadurch erhoben wird.

Kein Gemälde, keine Büste von dem Heilande thut meiner Vorstellung genug. Es giebt zwar einige Arbeiten unter den vielen, die meinem Herzen nahe kommen in demjenigen, was sie wirklich auszudrücken vermögen, wie besonders die kleine, von Frankfurt gekommene Gipsbüste, wo der Herr das Antlitz voll reiner Züge sanft wie in heiliger, andächtiger Freude neigt. Aber das eigentlich Göttliche, wie es in dem Unvergleichlichen war, das muß durch's Auge gesprochen haben; da muß es wie Gottesklarheit geleuchtet, wie ein Abgrund der Liebe aus dem heiligen Innersten gestrahlt haben. Denken kann ich mir das, aber nachbilden kann es ja keine Kunst. So wie ich mir den Einzigen denke und vorstelle, so sehe ich alsbald nichts als eben seine Augen; alle andern Züge verschwinden, aber aus den Augen leuchtet mir die heilige, hohe, innige Liebe, so ergreifend, so unwiderstehlich zu sich ziehend, an. Es ist doch etwas Herrliches um das Auge!

Wie wenn ein roher Diamant, an einer oder zwei Stellen geschliffen, nur da seinen rechten Werth funkelnd kund giebt, so erscheint mir der Mensch in der Hülle seines Leibes roh verkleidet, und nur an den Stellen, wo die Augen die innere Tiefe heraufspiegeln, geschliffen, um in seinen innern Gehalt hineinzublicken. Das Auge kann so leicht nicht trügen. In ihm eben muß darum vornehmlich des Herrn sichtbare Schönheit gesucht werden, und unmöglich scheint mir, daß je ein Mensch einen solchen Blick gehabt haben könne, wie Er.

Wenige Ausdrücke sind mir früher so sehr zuwider gewesen, als der von Armen-Sündergestalt, die man annehmen müsse, wenn er gleich in sehr schönen Schriften frommer Menschen und besonders der Herrnhuther vorkommt. Ich empfand dabei ein tiefes, fast möchte ich glauben, körperliches Widerstreben. Wenn ich aber den Ausdruck recht bedenke, so sehe ich wohl ein, daß man nicht anders, als in Sündergestalt der Gnade bedürfe und zum Empfängniß der Gnade sich darstellen könne, daß aber nichts widerwärtiger sei, als ein Sünder, welcher sich noch für reich hält und frech gebehrdet. Eben das unaussprechliche Gefühl der Leerheit und Armuth, wel-

ches die Erkenntniß unsrer Sünden und Sündhaftigkeit begleitet, weckt in uns das Verlangen nach dem Reichthum göttlicher Geduld und Langmuth und leitet uns zur eigentlichen Buße. Indeß so gegründet die Vorstellung sein mag, die man bei jenem Ausdruck hat, so suche ich doch, mich seiner ganz zu enthalten, weil ich fürchte, bei Andern einen eben solchen Widerwillen zu finden, wie ich ehedem selber hatte. Und das glaube ich mit Recht thun zu dürfen, weil derselbe in den heiligen Schriften gar nicht vorkommt.

Die reine Liebe, welche Fenelon und die Guyon verlangen, ist nichts anders, als eine ungetheilte Liebe, oder eine solche, die alle andere Liebe in sich aufnimmt, und diejenige, welche sie nicht in sich aufnehmen kann, ganz aufhebt. Eine solche reine, ungetheilte, unbeschränkte Liebe gegen Gott nimmt nämlich die Gatten-, die Geschwister-, die Verwandten-, die freundschaftliche Liebe, die Eltern- und Kindesliebe in sich auf, weil diese Wege der Liebe von Gott selber gebahnt und darum an sich nicht verwerflich sind. Wer Gott rein liebt, der hört nicht auf, als Gattin, Schwester, Kind, Freundin, Verwandte, Mutter zu lieben, sondern er schließt nur diese Liebe ganz in die Liebe zu Gott ein. Aber die Liebe zu zeitlichen Gütern, äußern

Vorzügen, Kenntnissen, Geburt, Rang, Schönheit, eiteln Vergnügen, wird von der Liebe zu Gott aufgehoben, weil sie von dieser nicht in sich aufgenommen werden kann. Besonders aber ist mir das ein bedenklicher und wichtiger Umstand gewesen, daß die Liebe zu Gott — die reine nämlich — alle Selbstliebe aufhebt und dagegen die Feindesliebe hervorbringt. An der Wahrheit der Sache ist gar kein Zweifel, ich habe es aus eigener Erfahrung. Aber kann wohl irgend etwas bündiger beweisen, daß wir selbst in Gottes Augen gar nicht liebenswürdig, und also gar nicht gut sind? Wenn wir selbst unsere Feinde eher lieben sollen, als uns selbst, wie wenig muß dann an uns selber zu lieben sein? Unsere Feinde müssen uns dann ohne Zweifel mehr wahren Vortheil bringen und in Gottes Augen mehr unsre Freunde sein, als wir selbst; Feindschaft muß noch immer besser sein, als Selbstliebe. Das sind bewundernswürdige Urtheile der höchsten Weisheit, die sich in unserm eigenen Gewissen und Herzen aussprechen.

Aber ich erkenne es auch, wie mich dünkt, ganz entschieden, daß die reine Liebe zu Gott nie einen Haß von uns verlangt, als nur den gegen die Sünde. Nirgend, bei aller Aufmerksamkeit, habe ich in meinem Herzen eine göttliche Aufforderung finden können, mich selbst, oder die Güter,

die Geburtsvorzüge und dergleichen zu hassen. Nur nicht lieben sollen wir dergleichen, wenn wir Gott rein lieben wollen.

Es kommt mir doch zuweilen vor, als ob auch in früheren Zeiten schon der Verstand sich zuweilen am Glauben vergriffen hätte. Hat er ihn auch nicht auf dieselbe Weise zu drehen versucht, wie ich von neueren Schriftstellern mit Wehmuth oder Erschrecken gelesen habe, so versuchte er, ihn auf die entgegengesetzte Seite hin zu drehen. So kommt es mir vor; ich will aber damit gar keine ausgemachte Behauptung wagen. Wenn ich mich an dasjenige erinnere, was der Katechismus, nach dem ich als Kind unterwiesen wurde, von der heiligen Dreieinigkeit so umständlich aus einander setzte, und was von sogenannten zwei Naturen in unserm Heilande so bestimmt und entschieden gesagt war, so kann ich es noch immer nicht begreifen, wie ein gläubiger Mensch dergleichen wagen könne. Ich zweifele nicht im mindesten daran, daß Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist eins sind, und daß doch nur ein Gott sei, und daß Christus, wie Klopstock es ausdrückt, Gott-Mensch war und ist; aber mich näher an diese Geheimnisse zu wagen, die ich (wenn ich das sagen darf) wohl begreife, aber nicht

durchblicke, das würde mir immer als eine sehr ungebührliche Anmaßung meines Verstandes erscheinen. Zwar andere Menschen sind gelehrter, frommer, einsichtsvoller, als ich, und erkennen leicht mehr. Daß aber jene Sätze doch anders und nicht so heilig-fromm erscheinen, als was wir in der heiligen Schrift selber lesen, dünkt mich, müsse Jeder selbst empfinden. Darum halte ich sie für Anmaßungen des menschlichen Verstandes, der die Offenbarungen Gottes noch verdeutlichen wollte und sie damit dem Herzen mehr entzog. Und hat einmal der Verstand zu grübeln angefangen und in das Allerheiligste Zutritt bekommen, so scheint das sehr gefährlich. Die ersten Männer brachten ihn etwa als Knecht hinein, weil da, wie sie meinten, durch seine Hand noch das Eine und Andere zu bessern sei. Und eben damit war ihm der Zugang doch geöffnet, um nachher ohne Aufhalt hinein zu dringen und mehr zu zerstören, als er je hätte bauen können.

Sonst bin ich gar nicht gegen den Verstand, was auch wohl Niemanden einfallen kann. Es muß nur nicht der ganze Mensch sich dem Verstande unterwerfen, der ja noch täglich, auch bei dem Klügsten, zu lernen hat, sondern vielmehr sich selbst dem höchsten Gott, und seinen Verstand der Regel des frommen Herzens.

„Ist das ein Leben?“ fragte heute Jemand in der Gesellschaft, indem er seine vielfältigen Mühen und Unruhen sehr klagend, ich weiß nicht, ob nicht übertrieben, vorstellte. Mir fiel dabei ein, wie doch alle Menschen von dem eigentlichen Leben eine höhere Vorstellung haben, als dasjenige ist, was man schlechtweg das Leben nennt. Gewöhnlich spricht man auch vom Leben der Pflanzen und Bäume; wenn aber ein Mensch weiter kein Leben zeigte, als sie, so würde man ihn, glaub' ich, für leblos halten. Jener Mann schien ja sogar zu glauben, daß ihm selbst in all seiner Thätigkeit das eigentliche Leben fehle. Und vielleicht hat er mehr Recht, als er selbst dachte. Wenigstens möchte ich im Andenken an meine früheren vorehelichen und an die ersten ehelichen Jahre ihm die Worte wohl nachsprechen: ist das ein Leben? Seit ich nämlich durch des Heilandes Hülfe ein anderes, höheres Leben kennen gelernt habe, erscheint mir jenes frühere nur, fast sagt' ich, wie das Leben eines Gesträuchs, einer Blume gegen das eines Kindes, und nur das letztere Leben kommt mir wie ein recht eigentliches vor. Nun verstehe ich auch auf einmal viele Aussprüche unsers Herrn, besonders im Johannes. Ich glaube es zum Beispiel nun zu wissen, was Johannes meint, wenn er sagt: in ihm, dem Sohne Gottes, war das Leben, oder wenn der

Herr selber spricht: wer an mich glaubt, der hat das Leben — und: ich bin das Leben. Ja, durch ihn kommen wir zu diesem vollkommenern Leben, das sich diesseit und jenseit des Todes nicht mehr verändert. Andere Menschen sind ihrer Person nach wohl eben so ewig wie wir, aber nicht ihrem Leben nach; sie haben eine ewige Fortdauer, aber nicht ein ewiges Leben. Vielmehr ihr Leben, wie sie es noch jetzt führen, muß aufhören, sterben, und ist also nicht ewig. Aber ich breche ab, damit ich mich nicht in den mir selbst noch ganz neuen Gedanken verliere.

Im neunzehnten Kapitel der Apostelgeschichte wird uns von einigen Jüngern erzählt, die bei der Lehre des Täufers stehen blieben, bis Paulus kam, um ihnen zur vollen christlichen Wahrheit zu verhelfen. Diesen Jüngern scheinen mir noch in unsern Tagen viele fromme Menschen zu gleichen, die immer in dem Stande der lebhaften Reue oder der Buße verharren, gerade wie Johannes es predigte, und immer mit Betrübniß über ihre Sünden erfüllt und im Bekenntniß derselben begriffen sind, ohne nachher zu dem Trost des Evangeliums und dem Frieden der Begnadigten weiter zu kommen. Ja, selbst in vielen sehr frommen Schriften lieset man

nichts anderes, als was für solche Johannesjünger passet. Ich wünschte um dieser suchenden Seelen willen, daß sie alle einen so treuen Hirten fänden, wie jene Jünger an Paulus, oder auch ich an unserm Prediger gefunden — der sie nämlich in väterliche, sanfte Aufsicht nähme, um sie aus der Reue, sobald sie vollständig worden, in den himmlischen Trost und zu dem starken Geiste Jesu Christi hinüber zu führen.

O, wie sind Erdengenuß und Lebensgenuß so himmelweit verschieden, und werden doch so unsäglich oft verwechselt! Ist denn nicht die Erde oder der Leib gerade das Ungleiche von dem rechten Leben der Seele, das den Himmel, nämlich Frieden und Ruhe, so leicht findet, wenn es sich nur von der Erde recht weit zu scheiden sucht? So ist auch Erdengenuß von wahrem Lebensgenuß genau eben so weit geschieden, wie die Erde vom Himmel. Und doch kann es uns oft scheinen, als wenn unter Tausend kaum Einige den Unterschied bemerkten, als wenn eine allgemeine unglückliche Verblendung die Meisten zwänge, das falsche, lügenhafte Bild von äußerlichem Glück für das himmlische und wahre zu nehmen. Ach, wer diese Verblendung an sich selber erfahren hat, der verdammt

gewiß Niemanden; aber das Herz blutet oft, wenn man die Armen laufen und sich mühen sieht, ohne daß es ihnen einfiele, wie eben der Stillstand und das Besinnen allein zur Ruhe nöthig ist. Es ist ein Gefühl, als ob man selbst bei hartem Regen unter ein Schirmdach getreten sei, und nun die Armen, die ganz durchnäßt auf den Straßen irren, vergeblich zu sich her winke. Recht schön ist jene Verwechselung in Fouqué's Schrift Alethes von Lindenstein geschildert, und die zum Theil etwas grauenhafte Geschichte wird erst einige Wochen nach dem Lesen, wenn man vieles Einzelne wieder vergessen, als ein schönes Gleichniß recht bemerklich.

Das, was man Glauben an die Menschheit nennt, kann, so scheint es, nur durch den Glauben an den Heiland fest und sicher gemacht werden. Denn wäre nicht wenigstens ein Mensch (der Herr war ja doch auch wahrer Mensch) ganz unzweifelhaft rein und heilig, wer könnte jenen Glauben wohl vor allen Täuschungen und Irrungen sichern, und dann vor dem Untergange im Unglauben bewahren? So merke ich es zum Beispiel Vielen an, daß sie mich für gut und fromm halten, und also ihren Glauben an die Menschheit wenigstens gegen meine schwache Person üben

und wirksam sein lassen. Könnten sie aber Alle in mein Inneres sehen, wie oft da noch Unklarheit und Schwäche ist, und sähen sie Alle in meine vergangene Lebenszeit, wie vieles da verderbt und unwürdig war: müßten sie nicht bald bedenklich werden und ihren Glauben verlieren, wo er sich blos auf mich stützen sollte? Andere Menschen sind zwar ungleich fester und vortrefflicher, als ich; aber daß ein einziger von ihnen gar nie fehlen, nie zweifeln, nie irren sollte, scheint mir doch nach Gottes Wort unmöglich. Soll darum der Glaube an die Menschheit recht unumstößlich begründet werden, so ist das nicht anders möglich, als indem er auf Jesum Christum hingewiesen und auf ihn gebaut wird. Daran liegt aber gewiß unbeschreiblich viel, weil ohne Glauben an die Menschheit auch wenig Liebe zu ihr, und für uns selbst wenig fromme Hoffnung wegen unsers Schicksals bleibt.

In Tiedgen's Urania sind die einzelnen, durchaus verständlichen Stellen, besonders die von Himmel in Musik gesetzten, entzückend schön. Schade, daß das Ganze in seinem Zusammenhange etwas zu blendend und oft schwer zu verfolgen ist, wenigstens für mich. Wie würde das Schöne noch so viel schö-

ner geworden sein, wenn der sanfte Frühlingssonnenschein christlicher Glaubensgewißheit darüber ausgebreitet läge, wenn ein eigener Gesang den Tod und die Auferstehung des Heilandes feierte!

Aber ich weiß nicht, warum sich unsere Dichter vor solchen Schilderungen fürchten. Des bewundernswürdigen Schiller Lied von der Glocke sollte doch anfänglich wohl gewiß ein Bild des Lebens werden, von der Geburt ins zeitliche Leben bis zu der Geburt ins Höhere. Es beginnt mit der Kindheit, schildert darauf die Jugend und ihre Liebe, darnach die Familie, dann die Schicksale des Lebens, nach ihnen den Tod. Nun mußte das Schönste als Schluß, die Auferstehung kommen, und daß der große Dichter das zuerst wollte, beweisen die Worte des Arbeitsliedes: „wenn die Glock' soll auferstehen, muß die Form in Stücken gehen." Was mochte ihn doch bewegen, statt dessen uns in die Verwirrung des Erdenlebens zurückzuführen, von dem Mißbrauch der Freiheit und Gleichheit zu reden, und die Ganzheit seines herrlichen Liedes zu zerstören? Das weiß ich wahrlich nicht, und ich gäbe viel darum, wenn ein anderer Dichter statt des fremdartigen Endes uns in würdiger Schönheit das rechte gäbe.

Die Mode hat ganz Unrecht, daß sie uns Frauen einen gesellschaftlichen Vorzug vor den Männern eingeräumt hat. Eine solche Verkehrung des natürlichen Ranges, die auch dem Evangelium ganz entgegen ist, kann nicht anders, als nachtheilige Folgen haben. Der heilige Paulus sagt doch ausdrücklich: der Mann ist des Weibes Haupt, und ich wüßte nicht, wie irgend eine von uns ihr natürliches Gefühl so weit verläugnen könnte, daß sie nicht eben dasselbe in sich erkennte. An Klarheit wie an Kraft, und, wenn es uns auch beschämen sollte, mehrentheils zugleich an Geradheit und Billigkeit, sind die Männer, die den Namen verdienen, uns immer überlegen. Diejenigen aber, die schwach, unmännlich, falsch, wankelmüthig erscheinen, die sind es eben allein, welche uns über sich zu erkennen den Schein annehmen, und vielleicht sind doch eben sie die launenvollesten und selbstsüchtigsten Ehemänner. Einer Frau, die nicht verbildet worden, ist immer am wohlsten im Gehorsam; sie verlangt keine andere Ehre, als die ihres Mannes; die Achtung, die er genießt, glaubt sie zu erhalten, seine Freude wird die ihrige. Wenn man doch nur wüßte, wie schön es sei, sich als eine nur einigermaßen löbliche, christlich untergebene Gattin zu fühlen; ich meine, man würde alle thörichte Anmaßungen, die nur das Herz verderben, gern fahren lassen. Das wenigstens habe

ich immer als einen Segen des himmlischen Vaters dankbar anerkannt, daß er mich auch in der Zeit des größesten Leichtsinns vor der Verschrobenheit der sogenannt koketten Frauen bewahrt, und daß er mich einem Manne zugeführt hat, den ich meinen Herrn nennen kann, ohne dazu einiger Selbstüberwindung zu bedürfen. Wenn irgend ein Anderer, so verdient der Graf Mannes-Achtung, und wer soll sie williger geben, als die eigene Frau?

Sollte es wohl Vorahnungen geben können? Beinahe möchte ich es glauben. Aber in der heiligen Schrift kommt doch nichts davon vor, wenn nicht das dahin gehört, was den alten Simeon und die fromme Hanna in den Tempel trieb, gerade als das Jesuskind dahin gebracht wurde.

Einige Tage durch habe ich des Schreibens beinahe vergessen. Wir waren in dem nicht weit entlegenen Bade, wo ich auch unvermuthet den Bruder Friedrich fand, der ganz wunderlich gelehrt thut, aber die rechte Weisheit noch immer nicht gefunden zu haben scheint. Eine Menge entfernter Verwandten und ehemaliger Bekannten fanden sich zu uns;

sie hatten von dem Entschluß meines vortrefflichen Mannes gehört, und suchten Gelegenheit, ihre Meinung darüber auf verdeckte Art an den Tag zu legen. Da sie aber unsre Antworten nicht in ihrem Sinn zu verstehen schienen, so zogen sie sich in ihre gegenseitige Gesellschaft zurück, und nur wenige gaben uns das Versprechen, unsre neuen Anlagen auf einer kleinen Landparthie in Augenschein zu nehmen. Ob es ihnen damit gemeint war, will ich nicht entscheiden.

Dagegen haben wir einige andre, uns zuvor unbekannte Männer und Frauen gefunden und mit uns befreundet, die schon ihrem Äußern nach den Frieden verkündigten, welchen die Welt nicht giebt. Nur im Christenthume scheint doch eigentliche Freundschaft bestehen zu können; die gemeinsame Liebe zu dem Liebenswürdigsten scheint das eigentliche Band, das die Herzen verbindet. Es ist im Plane, daß sie in unsrer Nähe sich ankaufen, damit wir unter einander in täglichem Umgang uns bilden und eine Art weiterer Familiengemeinde aufrichten, auf die des Herrn Auge gern herabsehen möge. Wenn ein solches Leben nicht für diese Erde zu schön ist, so scheint es nach menschlicher Voraussicht wirklich eintreten zu wollen. Mehr noch, als unser eigener Gewinn am Herzen, freut mich dabei, daß die Landleute der ganzen Um-

gegend dann gewiß ein weit, weit glücklicheres Loos haben.

Anbetungswürdig ist es, wie der Herr so nach und nach die Lebensverhältnisse derer ordnet, die nur ihm vertrauen wollen. Als wir uns zuerst hier ankauften und niederließen, wer hätte uns da zuflüstern können: in diesem Thale werdet ihr die schönste Zeit eures Lebens kommen sehen und den lieblichsten Frieden in euch finden? Aber mitten in meiner Freude schauert mich's doch zuweilen an, wie innerliche Furcht, weil ich eines so glücklichen Lebens unmöglich werth bin. Möchte mir's doch nur gelingen, mich recht vor meinem Herzen zu demüthigen. Sollte ich's aber nicht vermögen, so weiß ich schon, daß er dann selbst mich demüthigen wird, weil es noth ist, und ich übergebe mein zeitlich Glück im voraus in seine Hände.

Niemand kann es den Christen nachsagen, daß sie weniger empfinden oder thun, als Andere; aber allgemein findet man, daß sie weniger reden. Das scheint wirklich merkwürdig, da man das Empfinden, das Reden und das Thun, oder die Gedanken, Worte und Werke doch gewöhnlich neben einander stellt, weil sich das inwendige Leben in allen dreien offenbart.

Es muß aber doch eine Ursache haben, daß alle geistigen Menschen in den Worten sparsamer und zugleich an Gedanken und Werken reicher werden? Selbst eine bloße Anfängerin, wie ich bin, kann das schon an sich bemerken. Ist etwa die Ursache, weil die Worte im Himmel aufhören, die Gedanken und Handlungen aber bestehen bleiben? Wenigstens ist es immer ein guter Rath für Alle, die in sich selber einkehren und den Heiland für ihr Herz finden wollen, daß sie sich in Stille und Schweigen zu halten suchen. Denn der Reichthum an Worten schadet sowohl den Gedanken, als den Werken, und hat doch weniger Werth, als diese beiden. Vielleicht hatte der Apostel Jacobus etwas Ähnliches im Sinn, indem er schreibt: wer auch in keinem Worte fehle, sei untadelig.

Bildung, oder bei Männern Gelehrsamkeit, scheint allerdings in der Erkenntniß ihren Werth zu haben, und dem Besitzer nicht blos mehr Ansehen, sondern auch mehr innere Würde zu geben. Eigen ist es aber doch und eine bewundernswürdig herrliche Einrichtung Gottes, daß man ohne Bildung und ohne Gelehrsamkeit zu der allerhöchsten Weisheit und Einsicht kommen kann. Man sollte es un-

möglich halten, weil die Bildung und selbst alle Gelehrsamkeit zwischen der Nicht-Bildung und der höchsten Weisheit so mitten inne liegt, daß sie der Weg von einer zur andern zu sein scheint. Aber es ist ganz ausgemacht wahr, daß der Nichtgebildete zu der höchsten Weisheit immer einen eben so nahen Weg habe, als der Allergelehrteste. Gerade darum hat ja der liebe Gott die nichtgebildeten Propheten und Apostel zu den Predigern der höchsten Weisheit auserlesen, damit jene Wahrheit Allen erkennbar würde. Und wenn wir uns nur unter das Volk auf dem Lande begeben und ohne thörichten Stolz ihr Zutrauen suchen, so finden wir darunter noch immer hin und wieder ein solches Christenthum, daß man den Herrn dafür preisen muß. Ja, in geistigen Dingen scheint mir manche Bäuerin klüger, erfahrener, gebildeter, als ich, ja sogar als viele sehr gelehrte Männer und Frauen, die ich hin und wieder kennen lernte.

Ich kann nicht läugnen, daß mir unser Haus oft ein wenig zu weit ist, wenn auch nicht so sehr, wie das andre, wo wir früher waren. In Herrnhuth, in einem der reinlichen kleinen Häuser, wäre ich weit lieber. Rechts und links ein Stübchen für M. und mich, die Treppe hinauf zu meinem geliebten Manne, alle Zim-

mer, Gänge, Geräthe von der Schwelle bis zum Dach auswendig und im Innern so sauber — das denke ich mir oft als ein ganz allerliebstes Leben. Selbst Hand anzulegen, besonders die Aufwartung meines geliebten Mannes selbst zu besorgen, Abends fromme Bekannte und Freundinnen zum Besuch sehen, und Morgens in der Frühe schon beim Nähen, Stricken und Sticken munter sein — das Alles hätte ich so gern. Aber leider wird mir diese kleine Freude wohl entgehen, weil ich die guten, treuen Menschen, welche in unserm Dienste ein ruhiges Brot in ihrem Alter finden, unmöglich entlassen kann. Sie haben sich zu sehr an uns gewöhnt. Könnt' ich aber auch nur einst auf einem so schönen Gottesacker, wie zu Herrnhuth, schlafen. Ich muß es oft belächeln, aber doch ist mir immer, als würde ich den Rosenduft der nahen Sträuche empfinden und wie im irdischen Schlafe mich in der freundlichen Umgebung fröhlicher gebettet fühlen.

Eine sehr schöne Erzählung habe ich in den Erheiterungen von Zschokke, vom Jahr 1814, gelesen. Sie steht im dritten Hefte und hat den Titel: die Herrnhutherfamilie. Zwar kann ich nicht sagen, daß mir jede Einzelheit in derselben gefallen

habe; es scheint auch, als ob der Verfasser unmöglich selbst mit den Brüdergemeinen recht vertraut sein könne. Aber im Ganzen ist sie lieblich und giebt auch da, wo vielleicht etwas Irriges behauptet ist, Anlaß zu einem ernsten, und doch nicht peinlichen Nachdenken.

Die sehr schnellen Bekehrungen, besonders wie sie häufig am Lebensende Statt finden sollen, machen mich immer um das Seelenheil der Menschen besorgt. Es scheint sonst gar nicht die Weise des Glaubens, der Frömmigkeit und des Reiches Gottes, daß sie so schleunig kommen und durchbrechen. Zwar weiß ich wohl, daß man sich auf den Missethäter beruft, der mit dem Heilande gekreuzigt wurde und dem der Herr die tröstliche Antwort gab: wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. Aber, bei meinem Nachdenken über diesen Vorgang, ist es mir ganz so vorgekommen, als ob jener Missethäter damals am Kreuze weiter im ächten christlichen Glauben gefördert gewesen, als alle Apostel. Denn daß er den mit ihm Gekreuzigten, ja mehr, als er, mit Schmach Beladenen seinen Herrn nannte, und daß er zuversichtlich glaubte, dieser sein Herr werde, ungeachtet des Kreuzestodes, noch zur Herr-

schaft kommen, das war doch außerordentlich viel. Damit hielt er doch das Reich des Herrn für etwas, dafür selbst Johannes und Jacobus es am Tage vorher noch nicht hielten, für ein himmlisches, nach dem Tode sich offenbarendes, und er erkannte die Wege Gottes, daß erst das Kreuz den Mittler zu dieser himmlischen Herrschaft führen solle. Zugleich bekannte er in seinen Worten, daß er den Gekreuzigten für den Mittler und Gnadespender halte, und demüthigte sich vor ihm nicht blos, indem er ihn einen Herrn nannte, sondern ihn auch um seine Gnade anflehte, indem er sprach: gedenke an mich.

Darum glaube ich, daß wir uns auf dieses Beispiel nicht zu sehr berufen dürfen, wenn wir meinen, es lasse sich noch in den letzten Stunden ein verirrtes Herz wieder zu Gott ziehen. Daß auch da noch jede einzelne, wenn auch kleine Regung des christlichen Sinnes von den Augen des Erbarmers gesehen werde, dessen bin ich fest überzeugt. Aber die Krone des Lebens ist doch ein Kleinod, das den Überwindern vorbehalten bleibt, und wie können sie dann diejenigen erhalten, die ganz überwunden sind und nichts thun, als die schlecht geführte Weise ihres Kampfes bereuen?

Der gewöhnliche Weg Gottes zur Umlenkung eines verirrten Herzens scheint mir dagegen dieser. In der Verkehrtheit seines Wesens stellt sich nach und nach eine immer größere Leere ein. Wenn nun das Herz nicht kühn genug ist, diese Leere durch immer größere Irrungen gewaltsam zu füllen oder sich selbst zu betäuben, so treten in dieselbe Gedanken herein, die ihm anfänglich ganz fremd und unbehaglich sind. Man fühlt das wohl, daß das Herz nicht mehr eines Willens und eines Herrn sei; aber es fehlt doch auch noch an aller klaren Erkenntniß und an aller festen Entschlossenheit. Man ist überaus wankelmüthig, unzufrieden und unklar. Während dem aber fängt das Christenthum an, da, wo im Herzen Raum geworden ist, zu wurzeln, obwohl in dem andern Theile die Welt ihre Wurzeln auch noch recht fest hat. Irgend einmal kommt nun die Zeit, wo man diese Zweiherrschaft nicht mehr aushalten kann, wo man sich entscheiden muß, einen Herrn zu behalten, und dem andern abzusagen. Da fängt der Streit an, den man gern vermiede und bei seiner Verzagtheit gern immer noch hinausrückt, der aber doch irgend einmal anheben muß. Es dauert oft lange; denn die Welt streitet um ihr altes, verjährtes Recht, und auch Gott will sein Kind retten. Wer aber dann sich am Gebet hält und nur das Herz in Ruhe zu fassen sucht, der ist geborgen. Er

rettet sich zu Gottes Seite und wagt im Glauben endlich das schwere Werk, die Wurzeln der Welt aus seinem Herzen herauszugraben. Und jeden Schnitt in das eigene Leben heilt der göttliche Arzt wieder zu.

Auf die letzte Seite dieses ersten Hefts meines Tagebuchs will ich einen schönen Spruch schreiben, der mir beim Aufschlagen eben ins Auge fällt. Er steht Joh. 15. V. 16., wo der Heiland spricht: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.

Ja, es steht uns nicht an, zu sagen: wir haben uns Christum zum Leitstern, zum Führer, zum Vorbild, zum Herrn, zum Mittler erwählt. Wir sollen sprechen: Heiland, Du hast uns erwählt und mit einem heiligen Rufe berufen; Dir gebührt allein der Ruhm, uns aber allein die Demuth.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm,

Maria oder die Frömmigkeit des Weibes Ein Charaktergemälde

Hamburg 1827

P.o.germ. 1106 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116545-2